Temperierten

Auseinandersetzungen

Emil Faktor



S. Fischer / Verlag / Berlin





[illegible]


S F
V

Die Temperierten

Auseinandersetzungen
in drei Akten

von

Emil Faktor

FAKTOR
/)

S. Fischer, Verlag
Berlin 1914

Personen:

Doktor Oskar Hoffmann, Zahnarzt
Helene, seine Frau
Doktor Ruß, Rechtsanwalt
Fräulein Lisbeth Scherber, Sekretärin bei Doktor Hoffmann
Doktor Grödke, Assistent bei Hoffmann
Ein Kellner
Ein Stubenmädchen

Ort der Handlung: Berlin.

Erster Akt

Empfangszimmer beim Zahnarzt Doktor Hoffmann. Halb Büro, halb Salon. Geschmackvolle, moderne Einrichtung. Links vom Zuschauerraum ein Biedermeiersekretär mit hervorziehbarer Platte, daneben ein Tischchen mit Schreibmaschine. Davor sitzt Fräulein Lisbeth Scherber, eine mittelgroße, zierliche Blondine. Sie ist mit den Honorarbüchern beschäftigt. Klubfauteuils, schöne Beleuchtungskörper, an den Wänden ein paar Landschaften, Bronzen und eine Vitrine mit altem Porzellan.

Erste Szene

Telephongeklingel.

Fräulein Scherber (nimmt das Hörrohr). Hier Zahnarzt Hoffmann .... Herr Doktor ist in der Ordination, soll ich ihn rufen? ... Morgen vormittag sind alle Stunden bis 12 Uhr bereits vergeben. Darf ich Sie vielleicht für $^1/_4$ nach 12 vormerken? .... Gewiß. — Also Frau Geheimrat Löwe $12^1/_4$ .... Oder paßt es Ihnen besser nachmittag? Schön .... Also vormittag um $12^1/_4$. (Sie notiert in ihr Buch.)

(Inzwischen ist Frau Doktor Hoffmann eingetreten. In eleganter Straßentoilette.)

Helene. Mein Mann ist noch in der Ordination? Warten viele Patienten?

Fräulein Scherber (mit gemessener Freundlichkeit). Ich glaube nur eine Dame.

Helene. Ich habe mich ohnedies verspätet. Ich lasse meinen Mann grüßen. Ich werde möglicherweise

noch vor dem Abendbrot zurück sein. . . . Aber es kann auch länger dauern. Ich habe in der Stadt Besorgungen zu machen.

Fräulein Scherber. Schön, gnädige Frau.

Helene. Adieu. (Geht etwas zögernd hinaus. Dreht sich vor der Tür nochmals um.) Wenn jemand klingeln sollte . . . .

Fräulein Scherber (mit bewußter Naivität). Soll ich dann vielleicht Herrn Doktor rufen?

Helene. Ach, es wird ja niemand mehr mich sprechen wollen. Sagen Sie meinem Mann, daß ich es sehr eilig hatte. Sechs Uhr schon. Adieu, Fräulein Scherber. (Fräulein Scherber sieht ihr mit einem ironischen Lächeln nach.)

Zweite Szene

Assistent Grödke (im weißen Arbeitskittel, mit mürrischer Liebenswürdigkeit). Guten Abend, Fräulein Scherber. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie den Mechaniker bestellt haben?

Fräulein Scherber. Gewiß, Herr Grödke.

Grödke. Und nur ganz nebenbei möchte ich Ihnen erzählen, daß ich zwei Theaterbillette für heute abend besorgt habe.

Fräulein Scherber. Ich wünsche Ihnen ein feines Amüsement.

Grödke. Tut Ihnen die zweite Karte nicht leid? Sie wird verfallen.

Fräulein Scherber. Nehmen Sie doch Ihre Mutter oder Ihre Schwester mit.

Grödke (lauernd). Ich habe mir das anders gedacht.

F r ä u l e i n S c h e r b e r. Da kann ich ja nicht dafür.

G r ö d k e. Aber vielleicht haben Sie für beide Karten Verwendung. Ich verliere die Lust, ins Theater zu gehen.

F r ä u l e i n S c h e r b e r. Ich verzichte. Sie sollten nicht so voreilig mit Ihren Ausgaben sein.

G r ö d k e (mit gespielter Gleichgültigkeit). Wissen Sie übrigens, daß mir der Chef das Gehalt gebessert hat? Und vom 1. Januar habe ich 5% Gewinnanteil. Da kann man sich schon etwas bieten und Pläne für die Zukunft fassen.

F r ä u l e i n S c h e r b e r. Ich gratuliere.

G r ö d k e. Warum sind Sie so prinzipiell abweisend? Ich bin doch nicht der erste beste. Ich meine es ernst, Fräulein Scherber. Sie hätten es gut bei mir.

F r ä u l e i n S c h e r b e r. Ich zweifle nicht daran. Aber bei mir zu Hause gefällt es mir auch nicht schlecht. Seien Sie vernünftig und sparen Sie überflüssige Bemühungen. Ich habe noch viel zu tun.

G r ö d k e. Wenn ich nur eine Ahnung hätte, warum ich Ihnen mißfalle. Ich habe Sie zu früh merken lassen, wie nahe es mir geht. Ich hätte Sie ignorieren müssen, dann wären Sie mir nachgelaufen.

F r ä u l e i n S c h e r b e r (lacht). Das wird's wohl sein.

G r ö d k e. Sie sollen nicht lachen, ich warne Sie, Fräulein Scherber! Sie ahnen nicht, wie mich das reizt. Ich bin dann alles imstande!

F r ä u l e i n S c h e r b e r. Wenn Sie anfangen, ungemütlich zu werden, finde ich Ihre Zudringlichkeit nicht einmal mehr komisch. Langweilen Sie mich nicht länger.

Gröbke. Schön, ich kann auch anders! (Stürzt auf sie zu und will sie in seine Arme reißen.) Amüsiert Sie das? (Fräulein Scherber entwindet sich ihm mit einem Ruck und zückt die Schreibtischschere.)

Fräulein Scherber. Soll ich den Doktor rufen, Sie Dickhäuter? Begreifen Sie endlich, wie lästig Sie mir sind?

Gröbke (mit etwas keuchender Stimme). Rufen Sie, wen Sie wollen, ich habe keine Angst. Mir ist jetzt alles gleichgültig. Ich fürchte mich vor keinem Menschen, und nicht vor ihm. . . . Rufen Sie ihn nur, rufen Sie! Vielleicht lerne ich etwas von ihm, vielleicht kann er mir zeigen, wie man Sie behandeln muß. Verraten Sie mir doch seine Technik, ich bin gelehrig, ich will ihn kopieren. . . . Er hält Sie doch nur zum besten.

Fräulein Scherber. Ich verlasse augenblicklich das Zimmer, wenn Sie noch eine Silbe weiterreden. . . . So schmutzig kann nur ein eifersüchtiger Narr denken.

Gröbke. Und Sie lieben ihn doch.

Fräulein Scherber. Wenn ich Sie dann loswerde, glauben Sie meinetwegen, was Sie wollen.

Gröbke. Sie dürfen mich nicht verachten!!

Dritte Szene

Doktor Hoffmann (der während der letzten Worte eingetreten ist). Nein, wirklich nicht. Warum verachten Sie ihn? Er ist ein tüchtiger Mensch. Er hat sehr geschickte Hände und auch Gemüt, wie ich glaube. . . . Spielt ihr, Kinder, solche Szenen öfters? Wißt ihr kein passenderes Lokal für Auftritte?

Fräulein Scherber. Er ist unverschämt geworden, Herr Doktor.

Doktor Hoffmann. Warum nicht gar? Was muß ich hören, mein Bester? Hat er Sie vielleicht geküßt? Lieber Freund, das geht wirklich nicht. Das ist eine Mehrleistung, zu der Sie nicht verpflichtet sind.

Grödke. Ich bin bereit, alle Konsequenzen zu ziehen.

Fräulein Scherber. Er ist mir Gott sei Dank nicht nahe gekommen. Man weiß sich zu wehren. Aber er hat von mir und Ihnen häßliche Dinge behauptet.

Grödke. Ja, ja, Herr Doktor, lächeln Sie nicht über mich, ich verdiene nicht eine so gütige Behandlung des Zwischenfalles. Ich habe mich hinreißen lassen. . . . Ich verlasse meine Stellung, wann Sie wollen.

Doktor Hoffmann. Dageblieben, mein Lieber! Wozu diese Selbstjustiz? Es ist doch nichts passiert. Denken Sie nächstens daran, daß ich Ihnen bloß für Ihre trefflichen Dienste in meiner Ordination gutstehe. Ich verlange von Ihnen keinerlei Studium meines Privatmenschen, und Ihre persönlichen Gefühle Fräulein Scherber gegenüber rate ich Ihnen nochmals zu prüfen. Unglückliche Liebe gibt es nicht, lieber Freund, sondern nur falsche Diagnosen, und das sollte einem Arzte nicht passieren. Sie haben Glück, daß Fräulein Scherber nicht Ihre Patientin ist. Eine irrige Liebeserklärung im Sprechzimmer — und die Sache kommt vor den Staatsanwalt.

Grödke. Das war nur so ein blödsinniger Einfall von mir. Ich weiß ja, Herr Doktor, wie glücklich Sie verheiratet sind.

Doktor Hoffmann. Also jetzt keine Redensarten, Bester. Gehen Sie schön nach Hause und bringen Sie Ihre Nerven wieder in Ordnung. Kurieren Sie sich möglichst schmerzlos.

Grödke. Ich bitte dann wenigstens Fräulein Scherber um Entschuldigung. Nichts für ungut, und wen ich ins Theater mitnehme, weiß ich auch schon.

Fräulein Scherber. Endlich ein gescheites Wort! Grüßen Sie bestens die Glückliche. Ich gönne es ihr vom Herzen. (Er geht ab.)

Vierte Szene

Doktor Hoffmann. Boshaft können Sie auch sein. War er wirklich so schlimm? So ein guter Junge. Er ist wie ein Kind gefügig, läßt sich die gefährlichste Leidenschaft in einer Minute ausreden. Ich weiß gar nicht, warum Sie ihn verschmähen.

Fräulein Scherber. Er ist mir widerlich. Wie kann man so abgeschmackt sein, sich unaufhörlich abweisen zu lassen! Jedenfalls danke ich für die Unterstützung. Ich glaube ihn jetzt endgültig los zu sein. Es hätte mir leid getan, wenn er oder ich das Feld räumen müßten.

Doktor Hoffmann. Ist meine Frau nicht dagewesen?

Fräulein Scherber. Verzeihen Sie, daß ich im Augenblicke vergaß. (Mit auffälliger Betonung.) Sie fuhr in die Stadt, Einkäufe machen, . . . sie läßt Sie grüßen. Sie konnte nicht warten, bis Sie die Ordination beendet haben. Sie hatte es heute äußerst eilig . . . sollte ich Ihnen bestellen.

Doktor Hoffmann. Warum nüancieren Sie

das so merkwürdig? Mich wundert das gar nicht, wenn sie die Geduld verlor. Warten ist schrecklich. Sah sie hübsch aus?

Fräulein Scherber. Sie hatte ihr blaues Kostüm und einen violetten Federhut.

Doktor Hoffmann. Hat nicht Doktor Ruß angerufen?

Fräulein Scherber. Sollte er das? Bis jetzt nicht.

Doktor Hoffmann. Vielleicht verbinden Sie mich mit ihm. Sie wissen doch, Steinplatz 8614.

Fräulein Scherber (will das Hörrohr abheben).

Doktor Hoffmann. Nein, bitte lassen Sie das, ... oder wenn Sie wollen, schön.

Fräulein Scherber (telephoniert). Ich bitte Steinplatz 8614. ... Meldet sich niemand? ... Bitte noch einmal kräftig läuten. ... Der Herr Doktor scheint nicht zu Hause zu sein. Ist denn niemand in seiner Wohnung?

Doktor Hoffmann (in Gedanken versunken). Fragten Sie etwas? Ja, er ist Junggeselle und wahrscheinlich niemand in seiner Wohnung. ... Hat nicht meine Frau gesagt, wo ich sie treffen könnte?

Fräulein Scherber. Sie meinte bloß, daß sie wahrscheinlich noch vor dem Abendbrot heimkehren würde.

Doktor Hoffmann (plötzlich lächelnd). Aber warum versäumen wir alle Zeit, und Sie haben eine so umständliche Art, so unwichtige Dinge zu dehnen. Sie schauspielern ja förmlich nüchterne Bestellungen. Haben Sie nicht „wahrscheinlich noch vor dem Abendbrot“ durch richtige Sprechpausen unterbrochen? Auch die im Grunde

uninteressante Mitteilung von dem erfolglosen Anruf bei unserem Freund Ruß sprachen Sie so bedeutungsvoll. Schreiben Sie vielleicht Romane?

Fräulein Scherber. Nicht daß ich wüßte.

Doktor Hoffmann. Also dann wird es Sie nicht weiter kränken, wenn ich Sie bitte, die Rechnung für die Familie Hausner herauszuschreiben. Auch Herz und Goldbeck haben ein dringendes Bedürfnis, ihr Geld loszuwerden. Notieren Sie!

Fräulein Scherber. Ich habe die Rechnungen bereits vorbereitet. Herr Doktor braucht bloß zu unterschreiben.

Doktor Hoffmann (eine Weile nachdenkend, dann in einem impulsiven Ton). Dann benötige ich Sie für ein paar Privatbriefe. Sie sind doch verschwiegen, Fräulein Scherber?

Fräulein Scherber (sieht ihn verwundert an).

Doktor Hoffmann. Sie haben sich doch nicht verhört? Meine Frau kommt voraussichtlich nicht so bald nach Hause?

Fräulein Scherber. Sie haben sich ja vorhin über die Schärfe meines Gedächtnisses beschwert.

Doktor Hoffmann. Ganz richtig, mein Kind. Warum haben Sie auch so lächerlich deklamiert? Meine Frau darf mir doch etwas sagen lassen. Und Besorgungen in der Stadt sind doch nichts Sensationelles. Meine Frau wird jetzt öfters in die Stadt allein fahren. Mich macht es nervös, ihr dabei Gesellschaft zu leisten. Frauen sind so komisch beim Einkaufen. Sie beraten sich unaufhörlich und wählen dann immer etwas anderes. — Also bitte, schreiben Sie. (Geht dabei auf und ab, ohne

Fräulein Scherber anzusehen. Diktiert.) „Teure Freundin! Das Glück ist uns rascher geneigt, als ich gehofft hatte. Meine Frau ist ausgegangen. Zum ersten Mal allein, als ob sie meine heimlichen Wünsche erfüllen wollte. Darf ich zu Ihnen kommen? Ich bitte, entschließen Sie sich rasch, da die Zeit drängt, und geben Sie dem Boten schriftlich Bescheid. In mir zittert alles in freudiger Erwartung. Ich werde jetzt eine aufgeregte halbe Stunde voll Spannung und taumelnder Zuversicht verbringen. Hernach aber rase ich zu Ihnen. Sie dürfen nicht nein sagen. Ich könnte aus dem Fenster springen vor Ungeduld. Ich bin mit jedem Atemzug Verliebter. Erlösen Sie mich vom Wahnsinn! Ihr trunkener . . ." Haben Sie genau verstanden? (Fräulein Scherber wieder zugekehrt.)

Fräulein Scherber (die nur die ersten Sätze mitstenographiert hat, dann verwundert und mokiert, zuletzt lächelnd dagesessen hat). Ich habe nicht genau hingehört.

Doktor Hoffmann (etwas unsicher). Wollen Sie denn nicht. . . .

Fräulein Scherber. Wenn Herr Doktor keine Arbeit mehr für mich haben, werde ich gehen.

Doktor Hoffmann (jetzt mit nervöser Bestimmtheit). Ich habe Ihnen doch einen Brief diktiert, den Sie übertragen sollen.

Fräulein Scherber. Sie sollten diesen schlechten Scherz nicht zu weit treiben.

Doktor Hoffmann. Was gefällt Ihnen denn nicht an diesem Brief?

Fräulein Scherber. Daß sie ihn in die Schreibmaschine diktiert haben.

Doktor Hoffmann. Wundervolle Psychologie! Ich bitte tausendmal um Vergebung, meine Liebe, daß ich Ihr Taktgefühl unterschätzt habe. Aber wenn Sie schon eine so feine Nase haben, vielleicht können Sie mir dann auch sagen, warum ich Ihnen den Blödsinn überhaupt diktierte.

Fräulein Scherber. Weil Ihnen nichts Besseres eingefallen ist, um . . . Ihre Unruhe zu verbergen.

Doktor Hoffmann (etwas strenger). Wenn Sie etwas Positives wissen, so sprechen Sie. . . . Aber sonst nicht. Ich bin sehr undankbar für Warnungen und Vermutungen.

Fräulein Scherber. Wir Frauen brauchen nichts Positives zu wissen und wissen doch alles.

Doktor Hoffmann. Fräulein Scherber, eine ganz unpathetische Frage. Antworten Sie mir ungezwungen und ohne jede Ängstlichkeit vor Konsequenzen: Hat Grödke recht mit seinem Verdacht? Sind Ihre Empfindungen für mich von jener Art, die man der Abkürzung halber Liebe nennt?

Fräulein Scherber. Warum interessiert Sie das? Es könnte Ihnen doch gleichgültig sein.

Doktor Hoffmann. Um meinetwillen wohl. . . .

Fräulein Scherber. Ich bin nicht unglücklich. Ich verlange nichts, nicht einmal, daß Sie von meinen Gefühlen Notiz nehmen.

Doktor Hoffmann. Das ist ja herrlich, wenn es so etwas gibt. Warum denken Sie dann, daß ich wegen meiner Frau unruhig bin?

Fräulein Scherber. Das ist doch etwas ganz anderes. . . . Männer verstehen das nicht. Darf ich jetzt nach Hause gehen?

Doktor Hoffmann. Sie haben recht. Nur nichts aufbauschen, nicht bei jeder heißen Blutwelle gleich nach dem Puls greifen, überhaupt nicht reden von Dingen, die nicht kontrolliert sein wollen. Warum sollte man an einander nicht Gefallen haben, wenn man in derselben Stube sitzt und die Stimme des andern täglich hört, die sympathisch klingt und oft gute Laune verbreitet? Auch ich höre und sehe Sie gerne, liebes Fräulein, aber Sie sind mir viel zu wichtig für mein Büro, als daß ich Sie anders anschauen könnte.

Fräulein Scherber. Ich darf Sie wohl bitten, von diesem Thema nicht mehr zu sprechen.

Doktor Hoffmann. Keine beleidigte Miene! Nur das nicht! Geben Sie mir die Hand, damit ich weiß, daß Sie mir nichts übel nehmen. (Sie ignoriert seine ausgestreckte Hand mit einem verlegenen Lächeln.) . . . Sie wollen nicht! Gut. Ihr unfreiwilliges Lächeln genügt mir. . . . Sie sind mir nur ein zu guter Beobachter. Sie gucken einem in die Schlupfwinkel und da hat es mich gereizt, mich ein wenig zu revanchieren. Aber ich muß Sie trotzdem in Schutz nehmen. Indiskret sind Sie nicht. Sie verraten sich bloß hie und da. Man kann Ihnen schon vertrauen.

Fräulein Scherber. Sie beschäftigen sich noch immer mit mir. Hoffentlich habe ich Sie von Ihren eigentlichen Gedanken genügend abgelenkt. Guten Abend, Herr Doktor!

Doktor Hoffmann. Diese verdächtige Hast, diese Eile! Fürchten Sie sich denn vor mir?

Fräulein Scherber. Ich wüßte nicht, warum.

Doktor Hoffmann. Nun. . . .

Fräulein Scherber. Wenn Sie mir wirklich etwas zu sagen haben. . . .

Doktor Hoffmann. Zu sagen gar nichts. Ich möchte bloß mit Ihnen ein wenig plaudern. Möglich, daß ich Sie etwas fragen will. Aber Sie dürfen nicht dastehen und auf die Frage warten, sonst weiß ich wirklich nicht. . . .

Fräulein Scherber (die sich inzwischen wieder gesetzt hat). Darf ich offen sein, Herr Doktor?

Doktor Hoffmann. Ich bitte darum.

Fräulein Scherber. Sie wollen mich, Herr Doktor, gar nichts fragen, Sie wollen bloß nicht allein sein. Eher schon möglich, daß Sie ein paar Fragen von mir erwarten.

Doktor Hoffmann. Zum Beispiel?

Fräulein Scherber. Ob ich Sie für einen Feigling halte, der mit offenen Augen nichts sehen will.

Doktor Hoffmann. Nein, das ist es durchaus nicht. Sie können unmöglich so etwas von mir glauben. Man ist doch nicht feig, wenn man nachdenkt und jeden Augenblick auf das Äußerste gefaßt ist. Wenn man die kleinen Mittel der Eifersucht verschmäht, wenn man ruhig seine Arbeit verrichtet, trotzdem man genau den Augenblick fühlt, wann die Frau, die einem zunächst steht, sich vergessen hat. Was mich beunruhigt, ist etwas ganz anderes. Ich bin nicht ganz sicher, ob ich nicht doch Schuld habe, daß es so geworden ist. Ich sah sie ins

Verderben rennen und hielt sie nicht zurück. Ich ahnte alles und fand eine Befriedigung darin, hellsichtig zu sein.

Fräulein Scherber. Ich verstehe nicht: reden Sie von einer beliebigen Dame oder von Ihrer eigenen Frau?

Doktor Hoffmann. Das ist das Spaßhafte dabei. Ich sah hier zu, als ob es mich nichts anginge und beobachtete mich selber wie ein Demonstrationsobjekt. Furchtlos habe ich mir eine Verletzung nach der andern zugefügt und mich daran ergötzt, daß ich bei der schwersten Pein nicht schrie, sondern mich wunderte, wie viel man aushält.

Fräulein Scherber. Halten Sie Ihr Verfahren für besonders gut und für sehr natürlich?

Doktor Hoffmann. Es kommt immer auf den Fall an. Daß es mit meiner Frau so kommen würde, wußte ich bereits ein paar Monate nach unserer Hochzeit. Die Art, wie sie von andern Männern sprach. Ihr unstillbares Bedürfnis nach Huldigungen, ihre Freude, mir den Willen abzuschmeicheln, auch wenn ihr die Sache nicht sehr wichtig war. Sie begriff nie die große Selbstverständlichkeit eines Glückes. Sie wollte es immer dekoriert und aufgeputzt sehen.

Fräulein Scherber. Und Sie hätten sie gerne so bescheiden und gefügsam gewußt, wie eine Sekretärin, der man je nach Laune entweder Briefe diktiert oder Privatgeheimnisse anvertraut.

Doktor Hoffmann. Sie sind nicht ganz aufrichtig, wenn Sie so sprechen, und vielleicht — ich sehe das heute zum ersten Mal — auch ein wenig verbittert.

(Will ihr ein wenig das Haar streicheln, sie weicht aber mit abwehrender Handbewegung zurück.) . . . Übrigens abscheulich von Ihnen, wie Sie die Partei meiner Frau ergreifen. . . . So einfach aus Freude am Widerspruch.

Fräulein Scherber. Ich dränge mich ja mit meiner Meinung nicht auf. Ich denke bloß, wenn man eine Frau liebt, so bleibt man nicht ruhig, wenn sie auszureißen droht.

Doktor Hoffmann. Hätte ich Szenen machen, mich überzeugen lassen sollen, daß ich ihr bitter unrecht tue? Ich hätte damit höchstens einen Aufschub erwirkt. Ich gab ihr ja Gelegenheit, sich an mich zu gewöhnen. Ich war nicht argwöhnisch, nicht eifersüchtig, ich hatte Verdacht und traute ihr. Um seine Geliebte wie ein Detektiv zu überwachen und mit ihr Protokolle aufzunehmen wie ein Staatsanwalt, muß man mehr Eigenliebe haben. Aus Angst, von der Welt ausgelacht zu werden, machen sich viele Ehemänner vor sich selber lächerlich, trauen sich nicht einen halben Tag zu, nicht betrogen zu werden.

Fräulein Scherber. Ich glaube, Herr Doktor, Ihre Frau würde Sie sehr enttäuschen, wenn sie Ihnen den unumstößlichen Beweis ihrer Unschuld brächte. Sie schwelgen förmlich in der Vorstellung, hintergangen zu werden. Haben Sie sich denn überzeugt? Man hätte Lust zu glauben, daß Sie es darauf angelegt haben. . . .

Doktor Hoffmann. Meine Nerven überzeugen mich. Meine Fähigkeit, Gedanken zu lesen, Ungesprochenes zu deuten, durch Wände zu sehen und einen Menschen, der mich beschäftigt, während ich in den Zähnen

eines gleichgültigen Patienten herumbohre, bei jedem Ausgange zu begleiten.

Fräulein Scherber. Wir einfachern Menschen nennen das Einbildung.

Doktor Hoffmann (tritt an Fräulein Scherber dicht heran, zieht die Uhr heraus und sagt das Folgende mit eindringlicher Bestimmtheit). Es ist jetzt 1/28 Uhr. — Sie sagen Einbildung. Ich will mich als Heizer auf einem ostasiatischen Dampfer verdingen oder der Heilsarmee beitreten, wenn nicht in diesem Augenblicke an irgend einer Straßenecke Doktor Ruß meiner Frau mit der Frechheit eines, der schon reichere Gunst genossen hat, die Hand küßt und meine Frau ein paar Minuten später mit der lauten Liebenswürdigkeit eines schlechten Gewissens ins Zimmer tritt.

Fräulein Scherber. Es ist ganz unheimlich, was Sie sagen, man bekommt Herzklopfen. Aber dann ist ja auch höchste Zeit, daß ich gehe. Was würde die gnädige Frau denken, wenn sie mich noch hier anträfe?

Doktor Hoffmann. Nein, bleiben Sie, nehmen Sie ein Stück Papier und ich diktiere Ihnen meinen Vortrag für die Ärztegesellschaft. Übrigens ist es auch gar nicht nötig, daß wir Komödie spielen.

Fräulein Scherber. Nein, das geht auf keinen Fall. Es ist schon spät, ich muß nach Hause. Meine Mutter wird schon ganz ängstlich sein.

Doktor Hoffmann. Notlügen! Bleiben Sie, ich begleite Sie ein paar Schritte, bis meine Frau kommt. Sie kann, auch wenn sie völlig unschuldig ist, nichts dagegen haben. Ich war den ganzen Tag heute nicht an der Luft.

Fräulein Scherber. Sie geben also selbst zu, daß Sie sich geirrt haben können, und wollen trotzdem dieses häßliche Manöver aufführen. Ich bleibe keine Sekunde länger. (Draußen läutet es.)

Doktor Hoffmann. Nur schön sitzen bleiben! Hören Sie nicht, sie kommt schon. Sie müssen sich selber überzeugen, wie sie heucheln, wie sie überströmen wird. Ich halte es heute nicht aus, wenn sie nicht durch Ihre Anwesenheit gedämpft wird. (Horcht.) Eine Männerstimme, also nicht Helene. Wer dann?

Mädchen (tritt ins Zimmer). Herr Doktor Nuß läßt fragen, ob er nicht ungelegen kommt.

Doktor Hoffmann. Er kommt ohne. . . . Er kommt allein? (Das Mädchen nickt.) Ich lasse bitten.

Fräulein Scherber (lacht). Sie haben bei Ihrer Prophezeiung die Personen verwechselt. Ich bitte um Vergebung, wenn ich lache. Ich verschwinde schon, damit Sie sich wegen des Irrtums nicht zu genieren brauchen.

Doktor Hoffmann. Adieu, Sie leibhaftige Schadenfreude. (Er legt den Finger quer über den Mund.)

Fünfte Szene

Doktor Nuß (tritt ein).

Doktor Hoffmann. Wie nett, daß Sie kommen, ich habe Sie vorhin vergeblich angeklingelt.

Doktor Nuß. Ich überfalle Sie und Sie lassen mich beinahe glauben, daß Sie mich erwartet haben.

Doktor Hoffmann. Eigentlich habe ich meine Frau erwartet. . . . Sie bleibt lange aus. (Nicht ohne Ironie.) Aber ich freue mich, daß Sie auch unaufgefordert den Weg zu uns finden.

Doktor Ruß. Die Gnädige nicht anwesend? Dann müssen Sie sich zu einer selbständigen Tat aufraffen und mit mir auch im Namen Ihrer Frau eine Zusammenkunft nach dem Abendbrot verabreden. Sie sind doch dabei?

Doktor Hoffmann. Das wird sich ja finden. Vorläufig sind wir ja bis auf meine Frau versammelt. Oder genüge ich allein Ihnen nicht? Vergessen Sie nicht, daß man die Form wahren muß. Der Mann einer Frau ist ja schließlich auch wer.

Doktor Ruß. Ach Sie! Als ob es an mir liegen würde. Die Hoffnung, Ihnen irgendwie näher zu kommen, habe ich ja längst aufgegeben. Ich muß zufrieden sein, wenn es wenigstens so aussieht.

Doktor Hoffmann. Sie sollten sich nicht so schnell beruhigen, Teuerster. Ein Mann ist nicht immer so leicht zu erobern wie eine Frau. Er kann sich auch nicht so schnell von seinen Sympathien losreißen. Übrigens dürfen Sie nicht glauben, daß ich Ihre Beschwerde ernst nehme. Sie wissen doch genau, wie wir stehen. Menschen, die wöchentlich einigemal gemütlich beisammensitzen, müssen doch gut stehen. Nicht?

Doktor Ruß. Glauben Sie, daß Ihre Frau mit meinem Vorschlage einverstanden sein wird, abends noch eine kleine Vergnügungstour zu unternehmen?

Doktor Hoffmann. Das ist eine Zukunftsangelegenheit. Setzen Sie sich zunächst schön auf einen Stuhl und rauchen Sie eine Zigarette.

Doktor Ruß. Das kann ich ja tun. Aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie sich durch meine An-

wesenheit nicht im geringsten stören lassen. Sie haben gewiß etwas vor.

Doktor Hoffmann. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich im Augenblicke keine Ahnung habe, was ich in der nächsten Viertelstunde getan hätte. Sie entreißen mich geradezu einer Verlegenheit, wenn Sie mir Gesellschaft leisten. Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Prozesse. Sie wissen doch, was ich meine . . . Die Sache mit dem Klienten, dem die Frau ohne seine Einwilligung nach Nizza wegfuhr. Haben Sie die Scheidung durchgesetzt?

Doktor Ruß. Erinnern Sie mich nicht daran. Dieser Fall ist für mich eine merkwürdige Blamage.

Doktor Hoffmann. Ich an Ihrer Stelle hätte von vornherein nicht mit einem Siege gerechnet.

Doktor Ruß. Das kam viel komischer. Horchen Sie: Während der Verhandlung wurde es mir immer klarer, daß ich eine unsympathische Sache vertrete. Ich sah die Frau und gewann aus jedem ihrer Worte die Überzeugung, daß ihr Mann sie hinterlistig in eine schiefe Situation gedrängt hat. Durch eine zweideutige Taktik lockte er sie in eine Falle. Das ließ ich — unbekümmert um den Ausgang des Prozesses — in meinem Plaidoyer durchblicken.

Doktor Hoffmann. Und dann wundern Sie sich noch über einen Mißerfolg.

Doktor Ruß. Es kommt darauf an, was Sie einen Mißerfolg nennen. Mein Klient gewann den Prozeß. Meine objektive Haltung gefiel dem Richter, während sich die Gegenpartei durch eine zu leidenschaft-

liche Betonung ihrer Position schadete. Ich werde mich künftig bemühen müssen, zu den Dingen, denen ich nützen will, ein unsympathisches Verhältnis zu haben.

Doktor Hoffmann. Ich begreife doch nicht recht, warum Sie die Partei des Mannes so erfolgreich — im Stiche gelassen haben. Schließlich war es doch sein gutes Recht, zum elften Male nicht mehr zu dulden, was er zehnmal ohne Widerspruch ertragen hat. Ich glaube, Sie sind prinzipiell ein Anwalt der Frauen. . . . Haben Sie nicht Lust, auch die Verteidigung meiner Gattin zu übernehmen? Sie bleibt bereits unverantwortlich lange aus.

Doktor Ruß. Sie sind heute furchtbar streng. Außerdem ist meine Zeit bereits um. Wenn ich Sie um neun Uhr abholen soll — ich darf doch damit rechnen. . . .

Doktor Hoffmann. Wozu diese Umständlichkeiten? Sie ersparen sich das Wiederkommen, wenn Sie gleich bleiben. Ich kann ohne meine Frau ohnedies keine Dispositionen treffen. Womit könnte ich Sie bloß fesseln? Ich denke krampfhaft nach, aber in meiner ärztlichen Praxis gibt es keine interessanten Ehescheidungsfälle. Wenn Menschen Zahnschmerzen haben, tragen sie alle die gleiche kummervolle Physiognomie zur Schau. Ich muß die ruchloseste Frau genau so liebevoll behandeln, wie den edelsten Gatten. Es gäbe viel weniger Prozesse, wenn die streitenden Parteien in entscheidenden Momenten eine Fistel jucken würde.

Doktor Ruß. Ihr Berufsidealismus in allen Ehren! Aber ich hoffe, daß Sie es nicht für nötig halten, mit mir Konversation zu machen. Ich bitte mich bloß als ein kurzes Telephongespräch aufzufassen, wobei

Sie mir gefälligst über eine geplante Verabredung Auskunft geben. Länger will ich Sie nicht stören.

Doktor Hoffmann. Ich sagte Ihnen schon, daß ich mich furchtbar gerne stören lasse. Sie können sich um eine Lücke meiner heutigen Tageseinteilung verdient machen.

Doktor Ruß. Wie wäre es nach dem Abendbrot mit einem Spaziergang durch den Tiergarten? Ein wenig frische Luft wird Ihnen nicht schaden. Wir tauchen ins Dunkel, wo man sich allein nicht hintraut, und nach einer halben Stunde kommen wir bei einer scharf beleuchteten Wirtschaft wieder heraus. Ich liebe solche Kontraste. Man wandert durchs Ungewisse, die Bäume recken sich ins Abenteuerliche, die Menschen sehen aus der Ferne wie Wegelagerer aus, man fühlt das sanfte Streicheln des Herbstwindes, bis man bei grellem Glühlicht unter schwatzenden, schlürfenden Großstadtbürgern erwacht. Lockt Sie das nicht?

Doktor Hoffmann. Wenn Sie sich das so gut vorstellen können, brauchen Sie ja gar nicht hinzugehen. Helene wird vielleicht etwas erschöpft kommen. . . . (Blickt ihn fest an.) . . . Wissen Sie übrigens, daß ich mir vorhin einbildete, sie hätte mit Ihnen heute eine Verabredung?

Doktor Ruß (sichtlich betroffen). Mit mir? Wie kommen Sie darauf? Hat denn Ihre Frau öfter so reizende Einfälle?

Doktor Hoffmann. Dann wäre es ja nicht scharfsinnig, solche Vermutungen zu haben.

Doktor Ruß. Und ist es scharfsinnig, etwas Unzutreffendes zu vermuten?

Doktor Hoffmann. Kombinieren ist meine Leidenschaft. Ich habe meine Frau damit oft verblüfft. Ich irre selten. Höchstens .... in der Reihenfolge der Dinge oder ein wenig in der Zeitbestimmung. (Ruß abermals fixierend.) So hätte ich beinahe geschworen, daß meine Frau höchstens fünf Minuten später als Sie ins Zimmer treten wird.... Aber was machen Sie bloß für ein betroffenes Gesicht? Ein geplagter Mensch wie ich wird doch seine fixen Ideen haben dürfen?

Doktor Ruß (der nach leichtem Stirnrunzeln wieder die Fassung gewonnen hat). Ich glaube, Sie arbeiten wirklich zu viel. Als ich vorhin eintrat, kam gerade erst Ihre Sekretärin aus dem Zimmer. Bleibt sie täglich so lange? Scheint ein intelligentes Geschöpf zu sein, hat ein sehr selbstbewußtes Auftreten. Ich wurde von ihr übrigens im Vorzimmer scharf gemustert.

Doktor Hoffmann. Wundert Sie das? Sie scheinen ja an ihr auch nicht blind vorübergegangen zu sein. Fräulein Scherber hat bei mir eine Ausnahmsstellung. Sie genießt mein volles Vertrauen. Sie ist ein wundervoller Mensch. Ich kann mit ihr die längsten Selbstgespräche halten und habe doch das Gefühl, daß sie mir antwortet. Oft genügt mir ein Achselzucken, um mich stutzig zu machen.

Doktor Ruß. Und was sagt denn die gnädige Frau dazu?

Doktor Hoffmann. Das war eine richtige Junggesellenfrage. Das sind so eure Manieren. Ihr könnt ein Mädchen aus dem Zimmer eines Mannes nicht ohne ein gewisses Augenzwinkern herauskommen sehen.

Niemals ein Funken Verantwortungsgefühl, immer seid ihr auf der Lauer — ihr Sklaven jeder Gelegenheit.

Doktor Ruß. Ich scheine Sie irgendwie verletzt zu haben. Ich wollte Fräulein Scherber nicht im geringsten zunahe treten. Verzeihen Sie meine gedankenlose Frage.

Doktor Hoffmann. Nein, ich bin heftig geworden. Ich hätte um Entschuldigung zu bitten. Warum sollten Sie mein Verhältnis zu Fräulein Scherber nicht mißverstehen dürfen? Es ist ja nicht selbstverständlich, daß man sich mit seiner Sekretärin ausspricht.

Doktor Ruß. Jedenfalls steht mir keine Kritik zu.

Doktor Hoffmann. Auch meine Frau hat sicherlich nichts dagegen. Oder sind Sie vielleicht besser orientiert? Ihnen erzählt sie ja mehr als mir. . . . (Ruß schüttelt verwundert den Kopf.) . . . Ich meine, Sie haben mehr Zeit für sie und dann hat eine Frau vielleicht jemanden nötig, mit dem sie über den eigenen Mann Gedanken austauscht.

Doktor Ruß. Wenn ich nur wüßte, was Sie heute haben. Es ist schon das Beste, daß Sie meinen Vorschlag annehmen. Nach einer Stunde komme ich wieder und wir ziehen los. Wohin Sie wollen. Ihnen wird heute ein Gläschen Sekt wohltun. Ich kenne derartige Stimmungen.

Doktor Hoffmann. Vorwände, mein Lieber, einen ehrsamen Philister auf Abwege zu bringen. Ich bin gar nicht in schlechter Stimmung. Ich bin so gut gelaunt, daß wir ruhig zu Hause bleiben können. Geben Sie endgültig die Versuche auf, auszureißen. Sie sind mein Gefangener, bis Ablösung kommt.

Doktor Ruß. So war es wirklich nicht gemeint. Ich kann mich doch nicht als Tischgast einschleichen.

Doktor Hoffmann. Unsinn, Sie bleiben!

Doktor Ruß. Nein, ich gehe, Sie sind ja ein Tyrann!

Doktor Hoffmann. Ich höre die Tür aufgehen. Das ist endlich Helene. Soll die mit Ihnen fertig werden! Ihr werden Sie selbstverständlich nicht den geringsten Widerstand leisten.

Sechste Szene

Helene (im Straßenkostüm ins Zimmer tretend). Was macht ihr bloß für einen Lärm? Man hört euch schon auf der Treppe streiten. Guten Tag, Oskarchen, schön brav gewesen? Eigentlich bin ich wütend auf dich, daß du dich so wenig um mich kümmerst. Jetzt ist mir von der Elektrischen bis zur Wohnung ein altes Ekel nachgestiegen. Abend, Doktor! Wie kommen Sie her? Seit wann haben Sie mit meinem Mann heimliche Zusammenkünfte?

Doktor Hoffmann. Also nachgelaufen ist man dir? Du bist doch noch nicht in dem Alter, wo man in jedem eiligen Passanten einen Verfolger sieht? Mit Doktor Ruß mußt du fein sachte umgehen, er bleibt sonst nicht zum Abendbrot.

Helene. Natürlich hält er mit. Weißt du, Oskar, daß du wieder eine Eroberung gemacht hast? Die Kusine der Ella ist ganz entzückt von dir. Du sollst ihr so teilnahmsvoll eine Plombe gebohrt haben. Sie agitiert für dich in ihrem ganzen Bekanntenkreise.

Doktor Hoffmann. Das freut mich riesig. So

sehr, daß ich es unterlasse, dir wegen deines unmotiviert langen Ausbleibens Vorwürfe zu machen.

Doktor Ruß. Sie sollten sich nicht so ohne weiteres begnadigen lassen. Sie ahnen nicht, was für eine schwarze Phantasie Ihr Mann hat. Er verdächtigte Sie vorhin eines Rendezvous mit mir.

Doktor Hoffmann. Darüber dürfen doch Sie nicht empört sein. Du verschwendest deine Sympathie, liebes Kind, an einen Unwürdigen. Vorhin wurde er wenigstens noch rot.

Helene. Was schwatzt ihr für Unsinn? Ich verbitte mir derartige Männergespräche! Habt ihr euch nur über mich unterhalten?

Doktor Hoffmann. Wir sprachen noch von Fräulein Scherber. Sie hat auf Ruß bei der Begegnung im Vorzimmer einen tiefen Eindruck gemacht.

Doktor Ruß. Allerdings. Wenn auch meine Begeisterung vorwiegend darin bestand, daß ich mir einen Hymnus Ihres Gatten auf seine Sekretärin anhörte.

Helene. Was hatte Fräulein Scherber hier so spät noch zu suchen?

Doktor Hoffmann (mit einem prüfenden Blick). Du kannst doch nicht wissen, wann Doktor Ruß gekommen ist. Er war schon vielleicht vor zwei Stunden da.

Helene. Wirklich so lange? Nein, das glaube ich nicht. Ihr sitzt ja noch im Empfangszimmer. Aber ich bin nicht neugierig. Ich vertraue dieser Kontorheiligen. Ihr werdet euch über langsam zahlende Patienten besprochen haben.

Doktor Ruß. Nachdem auch diese Affäre friedlich beigelegt ist, darf ich mich als Unparteiischer wohl

empfehlen. Ihr Mann wird Ihnen mitteilen, welche sensationelle Absicht wir für den Abend erwogen haben.

Helene. Sie sind wohl nicht bei Trost! Erst ohne meine Erlaubnis hier einbrechen, meinen armen Mann nicht in Ruhe lassen und wenn ich komme, die Flucht ergreifen. Es gibt heute nur ein simples Butterbrot. Zur Strafe müssen Sie uns Gesellschaft leisten.

Doktor Ruß. Wenn Sie mir versprechen, sich wirklich keine Umstände zu machen. . . .

Doktor Hoffmann. Ich wußte es ja, dir pariert er.

Doktor Ruß. Meine Energie ist bereits durch Sie erschöpft.

Doktor Hoffmann (zu Helene). Könntest du mir nicht das Geheimnis anvertrauen, warum du noch in voller Montur dastehst? Möchtest du dir es nicht bei uns bequem machen und den Hut ablegen?

Helene. Gott sei Dank, du bemerkst wenigstens, daß ich etwas auf dem Kopf habe. Daß mein Hut ganz neu ist und heute zum ersten Mal ausgeführt wurde, ist dir nicht aufgefallen. Dafür hat er überall, wo ich hinkam, Aufsehen erregt.

Doktor Hoffmann. Du weißt, ich bin ein Gewohnheitsmensch und du verwirrst mich. Ich kenne mich noch nicht in deiner Sommergarderobe aus und du stellst mir schon ein neues Herbstproblem.

Helene. Dann sage mir doch jetzt, wie er dir gefällt.

Doktor Hoffmann. Wunderhübsch. Gegen den Hut ist nicht das Geringste einzuwenden. Er ist in seiner Art eine Vollendung. Ich fürchte nur, daß dein

Kopf — oder ist es die Frisur — nicht zu ihm paßt. Er macht dich frühzeitig um ein volles Jahr älter.

Helene. Pfui, kein Wort glaube ich dir. Er ist entzückend, Doktor Ruß hat dich aufgehetzt. Er hat mir ganz genau dasselbe — —ge—sagt. (Beim letzten Worte stockt sie und es entsteht eine kleine allgemeine Pause der Verlegenheit.)

Doktor Hoffmann. Wie war das? Aber das ist ja hervorragend interessant! Eine höchst merkwürdige Übereinstimmung! (Zu Ruß.) Sie rezensieren einen Hut, den Sie noch gar nicht gesehen haben können? Wie stellen Sie das bloß an?

Doktor Ruß. Ich ... keine Silbe ... Was verstehe ich denn von Hüten?

Helene (in sehr gereiztem, hastigem Tone). Beruhige dich, wenn Doktor Ruß den Hut noch nicht gesehen hat, so wird er auch nichts gesagt haben. — Ist kein Brief von Mama gekommen? Seit zwei Tagen bin ich ohne Nachricht.

Doktor Hoffmann. Du gehst, Helene, mit einem rätselhaften Vorkommnis deiner Psyche sehr leichtfertig um. Du hast dich im Augenblicke an etwas erinnert, was nach deiner Aussage gar nicht gesprochen wurde. Abgesehen davon, daß du dadurch deinen Freund Ruß in Verlegenheit bringst, kannst du durch dieses mysteriöse Doppelhören bedenkliche Verwirrung stiften.

Doktor Ruß. Wenn es Ihnen besondern Spaß macht, dürfen Sie mir wiederum eine Verlegenheit einreden. Ich mache sogar auf Wunsch ein bestürztes Gesicht.

Helene. Möchtest du nicht zur Abwechslung von etwas anderem sprechen?

Doktor Hoffmann. Ich begreife nicht, daß du nicht einsiehst, wie beunruhigend deine Zerstreutheit ist. Ich erinnere mich an einen Bekannten, der sich öfter darüber beschwerte, mit seiner Frau Unterhaltungen zu führen, von denen er ein paar Tage später keine Ahnung habe. Sie sprach mit ihm wiederholt von Dingen, die er bloß einem Geschäftsfreunde anvertraut hatte. Der Unglückliche kam wegen seines brüchigen Gedächtnisses oft auf häßliche Vermutungen. Selbstverständlich ziehe ich keine Parallele. Aber du mußt aufpassen, Kind, sonst passieren dir die unangenehmsten Verwechslungen.

Doktor Ruß. Ihre Anekdote hat den Nachteil, zweideutig zu sein. Ich bin so höflich, sie nicht zu verstehen. Sollten Sie aber die Absicht haben, mich zu verscheuchen, so bitte ich, irgendwie direkter zu werden.

Doktor Hoffmann. Geschichten aus dem Leben haben oft unbehagliche Pointen.

Helene (die inzwischen Hut und Jackett im Vorzimmer abgelegt und bei offener Tür zugehört hat). War er wieder unartig? Machen Sie es wie ich, hören Sie nicht zu. Wenn du, Oskar, mit dieser faden Hutgeschichte nicht aufhörst, ziehe ich mich sofort zurück.

Doktor Hoffmann. Ihr habt keinen Sinn für psychologische Kuriositäten. Ich könnte heute den ganzen Abend davon sprechen. Aber ich kann mich ja bessern.

Helene. Höchste Zeit, lieber Oskar.

Doktor Hoffmann. Wenn ich nur wüßte, wie ich mich bei euch wieder einschmeicheln kann. (Zu Helene.) Mit dir habe ich es ja einfach. Ich ziehe den von Doktor Ruß nicht geäußerten und von mir nachgesprochenen Tadel deiner Herbstbeute zurück. Aber was fange ich

bloß mit diesem Unversöhnlichen an? Er ist so empfindlich, wenn man dir zu nahe tritt.

Doktor Ruß. Sie irren. Es tut mir auch Ihretwegen leid, wenn Sie anzügliche Bemerkungen machen.

Doktor Hoffmann. Aber dagegen können Sie doch nicht das Geringste einwenden, daß ich mich nach Ihren Übersiedlungsplänen erkundige. Ich würde Ihnen raten, sich zugleich mit dem neuen Büro eine hübsche, große Wohnung zu mieten.

Doktor Ruß. Darf ich wissen, was Sie mit mir vorhaben?

Doktor Hoffmann. Nichts Besonderes. Ich möchte Sie bloß — verheiraten. . . . Sie sind an der Reihe.

Doktor Ruß. Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.

Doktor Hoffmann. Ich weiß sogar eine Frau für Sie. Ich bin fest überzeugt, daß sie Ihnen sehr gut gefällt.

Helene. Seit wann befaßt du dich mit Ehevermittlungen?

Doktor Hoffmann. Ich habe dieses Talent erst vor wenigen Minuten entdeckt. Plötzlich fiel mir ein, wie jung und unerfahren in diesem Punkt der arme Ruß ist. . . . Und so etwas kommt oft über Nacht, daß man sich in einer drangvollen Situation sieht. . . . Ich will ihn bloß ein wenig darauf vorbereiten.

Doktor Ruß. Halten Sie Ihre Fürsorge für sehr witzig?

Doktor Hoffmann. Ich habe heute kein Glück mit meinen Anregungen. Schon wieder macht ihr ganz

verstörte Gesichter. Wir wollen uns endlich zu Tisch setzen, das wird die allgemeine Stimmung wesentlich heben.

Helene. Vielleicht kannst du Doktor Ruß dann Näheres über deine Heiratsprojekte mit ihm erzählen. Mich bitte zu entschuldigen, ich muß mich hinlegen. Ich habe eine heftige Migräne.

Doktor Hoffmann (hält Helene, die an ihm rasch vorüber kommen will, auf). Arme Helene! Ich sehe zu meinem größten Bedauern, daß ich dir auf die Nerven gehe. Man verrennt sich manchmal so. Obwohl man es fühlt, wie man mit jedem Wort verstimmt, schwatzt man darauf los. Ich bin mir selber im Augenblick so unsympathisch, daß ich dich durch einen improvisierten Ausgang von meiner Gegenwart befreien werde. Es wird das radikalste Mittel gegen deine Migräne sein.

(Doktor Hoffmann macht Anstalten, das Zimmer zu verlassen.)

Doktor Ruß (erregt). Machen Sie doch keinen Unsinn!

Helene. Wenn du jetzt weggehst, verreise ich morgen zu meinen Eltern.

Doktor Hoffmann. Ich rate dir davon ab. Das sind ältere Leute, die dich nicht halb so gut verstehen wie ich.

Doktor Ruß. Möchten Sie nicht doch etwas Rücksicht auf mich nehmen, Herr Doktor? Es würde wie eine Parodie aussehen, wenn nun auch ich nach meinem Hute greifen wollte.

Doktor Hoffmann. Selbstverständlich müssen Sie bleiben! Ein Freund wie Sie ist in solchen Augen-

blicken unentbehrlich. Nur keine Szenen, liebe Kinder! Ich habe eine Antipathie dagegen. Es ist doch kein Verbrechen, wenn mich plötzlich eine unbändige Lust packt, ganz allein einen Spaziergang ins Freie zu unternehmen.

Helene. Wenn du es über dich bringen kannst, so gehe! Du wirst ja sehen, wohin das führt.

Doktor Hoffmann. Redet nicht zu schlecht über mich und amüsiert euch, so gut es geht. Ich will ein Gleiches versuchen. (Verläßt das Zimmer.)

Siebente Szene

Helene (geht ihm nach und lauscht an der Tür). Unbegreiflich! Er ging wirklich. So etwas hat er noch nie getan.

Doktor Ruß. Du weißt, daß du dich im Notfall auf mich verlassen kannst.

Helene (schüttelt den Kopf — nach einer Pause). Es ist schon besser, wenn wir uns nicht mehr wiedersehen. Doch wir wollen gute Freunde bleiben. (Reicht ihm die Hand.)

Doktor Ruß. Man pflegt es so zu nennen.

(Ende des ersten Aktes)

Zweiter Akt

Szene wie im vorigen Akt. Fräulein Scherber sitzt nachdenklich vor dem Schreibtisch. Von Zeit zu Zeit blickt sie nach der Tür.

Erste Szene

Fräulein Scherber. Sonderbar.

Grödke (in der Tür, kopfschüttelnd). Ist der Chef noch immer nicht da?

Fräulein Scherber. Ich sagte Ihnen schon, daß er im Laufe des Vormittages kommt. Näheres hat er mir nicht telephoniert.

Grödke. Es sind einige Patienten im Wartezimmer, die nur von ihm behandelt sein wollen. Er hätte doch wissen müssen, daß er die Leute bestellt hat.

Fräulein Scherber. Da werden die Herrschaften sich eben gedulden müssen.

Grödke. Wie finden Sie das? Das Stubenmädchen hat eben eine merkwürdige Andeutung gemacht, als ob er heute nacht nicht nach Hause gekommen wäre.

Fräulein Scherber. Schon möglich. . . . Aber was geht das uns an? Erzählen Sie mir lieber, wie Sie sich im Theater unterhalten haben. Was wurde gespielt?

Grödke. Ein französisches Lustspiel, „Der Präfekt".

Fräulein Scherber. Das soll ja sehr lustig sein. Hat es Sie amüsiert?

Grödke. Na, es ging. Wie man sich eben unterhält, wenn man die Karten — weitergibt.

Fräulein Scherber. Aber das war unrecht. Wie kann man nur seine Entschlüsse so rasch wechseln.

Grödke. Glauben Sie nur ja nicht, daß es mir deswegen schlecht erging. Wissen Sie, ich dachte mir immer, wie komisch das gewesen sein muß, als der Chef eintrat und mich zurücktaumeln sah. So etwas ernüchtert. Man wird sich dann plötzlich der realen Dinge bewußt, die einem wichtiger sind als alle Gefühlsüberspanntheiten. Eigentlich sollte bei allen derartigen Liebeshändeln eine Art Prinzipal dreinfahren. Es würde viel Wehleidigkeit verschwinden. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Scherber?

Fräulein Scherber. Ich weiß nicht. Ich bedarf keines Beistandes, um vernünftig zu sein.

Grödke. Nur nicht ungeduldig werden, auch Sie kommen daran.

Fräulein Scherber. Danke verbindlichst für den Trost.

Grödke. Jetzt muß ich wieder hereingucken. Vielleicht faßt der eine oder der andere doch Vertrauen zu meinen unwürdigen Assistentenhänden.

Zweite Szene

Helene (man merkt ihr eine durchwachte Nacht an. Sie ist nachlässiger als sonst gekleidet. Sie spricht mit unsicherer Stimme). Ist mein Mann im Sprechzimmer?

Fräulein Scherber. Noch nicht. Wissen denn gnädige Frau nicht, daß er vom Bürgerhof angeklingelt hat?

Helene. Ich weiß ... selbstverständlich weiß ich. ... (Aufschluchzend.) Ich weiß gar nichts. Ich bitte Sie,

liebes Fräulein, berichten Sie mir alles! Was hat er telephoniert?

Fräulein Scherber. Der Herr Doktor will im Laufe des Vormittages nach Hause kommen. Es erwarten ihn schon Patienten. Vielleicht weiß der Herr Doktor gar nicht, daß die gnädige Frau so beunruhigt ist.

Helene. Sie müssen ihm auch nicht davon sprechen, wenn er kommt. Ich habe schlecht geschlafen. Ich bin etwas überreizt. Wenn er nur schon hier wäre. Sagen Sie ihm, daß ich ihn gleich sprechen will.

Fräulein Scherber. Schön. Ich werde nicht vergessen.

Helene (an der Tür umkehrend). Fräulein Scherber, ich war zu Ihnen nie besonders freundlich. Sie haben keine Ursache, mir ergeben zu sein. Trotzdem bitte ich Sie. . . . . Ja wenn ich nur wüßte, worum ich Sie bitten soll. . . .

Fräulein Scherber. Gnädige Frau, Sie sind aufgeregt. Sie sollten sich zur Ruhe begeben. Sie lassen sich vielleicht jetzt zu Mitteilungen hinreißen, die Sie später reuen werden.

Helene. Mein Mann ist heute nacht überhaupt nicht nach Hause gekommen. Zum ersten Male seit wir verheiratet sind. Er hat nicht den Schlaf gemieden, sondern mich. Sie würden mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie mir eine Andeutung machen könnten, ob Ihnen während meiner Abwesenheit gestern etwas Besonderes aufgefallen ist.

Fräulein Scherber. Ich habe kein Recht, Wahrnehmungen zu machen.

Helene. Ich fühle ein Unglück auf mich zustürzen

und ich kann ihm nicht entfliehen, weil ich nicht weiß, von welcher Seite es kommt. Sie sehen eine verzweifelte Frau vor sich, der irgend ein Anhaltspunkt die Möglichkeit bieten würde, Schlimmeres abzuwenden. Helfen Sie mir, liebes, gutes Fräulein, wenn Sie können. Ich bin ratlos.

Fräulein Scherber. Ich fürchte, daß Sie mir dies unter einer falschen Voraussetzung anvertrauen. Wie soll ich Ihnen raten? Mir sind derartige Situationen unverständlich. Ich kann mich gar nicht hineindenken.

Helene. Ich kann Ihnen nicht verübeln, wenn Sie damit nichts zu tun haben wollen. Sie dürfen nur nicht glauben, daß ich mir überlege, was ich jetzt tue und spreche.

Fräulein Scherber. Ich will den Herrn Doktor im Bürgerhof anrufen. Ich werde bloß von den ungeduldigen Patienten sprechen. Ich weiß ja nicht, was vorgefallen ist, und ich will es nicht wissen. Der Herr Doktor ist ein milder und besonnener Mann. Wenn er die gnädige Frau wiedersieht, dann kommt alles wieder in Ordnung. Sie müssen sich nur zusammennehmen und ihm gefaßt entgegentreten.

Helene. Ich danke Ihnen. Aber bitte, telephonieren Sie lieber doch nicht. Er wird schon von selber kommen. Eine schlaflose Nacht bringt einen auf die dümmsten Vermutungen. Wer weiß, was Sie jetzt denken werden.

Fräulein Scherber. Gnädige Frau können meinetwegen ganz unbesorgt sein.

Dritte Szene

Doktor Hoffmann (kommt eilig herein). Guten Tag. Es ist etwas später geworden, als ich dachte. Helene, du wirst mich entschuldigen müssen, wenn ich dir jetzt nicht zur Verfügung stehe. Ich habe im Augenblicke viel zu ordnen und möchte mit Fräulein Scherber allein bleiben. Du verzeihst meine Aufrichtigkeit. Was wir mit einander zu besprechen haben, läßt sich ohnedies nicht in ein paar Minuten erledigen. Vielleicht nachmittag. Zum Frühstück habe ich — damit du gleich orientiert bist — eine Verabredung.

Helene. Ich habe die ganze Nacht auf dich gewartet. . . . Kannst du dich wirklich nicht für eine Viertelstunde frei machen?

Doktor Hoffmann. Unmöglich, Helene. Ich muß mir noch vorher über einiges klar werden. (Zu Fräulein Scherber.) Sind die Patienten noch da? Sagen Sie, daß ich heute nicht zu sprechen bin. Ich mußte plötzlich verreisen.

Fräulein Scherber. Schön, Herr Doktor. Darf ich Sie zugleich um die Erlaubnis bitten, mich für eine halbe Stunde entfernen zu dürfen? Meine Freundin ist erkrankt und ich möchte nachsehen, ob sie meiner nicht bedarf.

Doktor Hoffmann. Sie hören doch, daß ich Sie sprechen muß. Aber ich verstehe. Sie haben wohl diesen Besuch — zugesagt. Ich will Ihrer humanen Regung nichts in den Weg stellen. Aber nur eine halbe Stunde, hören Sie? Das ist unter Umständen sehr viel Zeit. (Fräulein Scherber zieht sich zurück.)

Vierte Szene

Helene. Warum bist du nicht nach Hause gekommen? Die ganze Nacht!!

Doktor Hoffmann. Es war eine kleine Unregelmäßigkeit von mir. Ich gebe zu, daß es ungebührlich ist. . . . Ich dachte dich in anderer Verfassung zu finden.

Helene. Diese gekünstelte Friedfertigkeit! Sprich, schreie meinetwegen! Aber nur nicht diese liebenswürdige Falschheit.

Doktor Hoffmann. Du siehst sehr angegriffen aus. Es war vielleicht etwas ungeschickt von mir, dich in Ungewißheit zu lassen.

Helene. Ich will dir keine Vorwürfe machen. Aber eine schlaflose Nacht ist sehr lang für ein Mißverständnis. Ich erspare uns überflüssige Debatten, wenn ich dir mitteile, daß Doktor Ruß zu uns nicht mehr kommen darf. Ich bat ihn darum und er hat es mir zugesagt. Du hättest ruhig nach Hause kommen können. Er verließ wenige Minuten nach dir das Haus.

Doktor Hoffmann. Siehst du, das sind so die Worte, die ich nicht hören möchte. Mißverständnis? Wenn es das bloß wäre, wenn es das überhaupt geben würde. Man mißversteht sich nie. Man darf sich nur nicht immer richtig verstehen. Mit Doktor Ruß warst du voreilig. Er oder ein anderer, — darauf kommt es doch nicht an.

Helene. Dann weiß ich überhaupt gar nicht, was du von mir willst. Ich muß dich bitten, etwas deutlicher zu werden.

Doktor Hoffmann. Muß ich das wirklich? Ich spreche ohne jede Ironie. Ich wäre dir dankbar, wenn du es mir ersparen würdest, ins einzelne zu gehen. Wenn du einsehen würdest mit gleicher Klarheit wie ich, so ohne Verquickungen mit Gefühlskram und Bedauernsgesten, was uns nottut, wozu wir uns entschließen müssen, auch wenn es dir vielleicht noch überraschend kommt.

Helene. Wozu soll ich mich entschließen? Was ist denn überhaupt los mit dir?

Doktor Hoffmann. Ich hätte eigentlich gleich gestern umkehren können; ich bin seither zu keiner anderen Erkenntnis gekommen. Aber gestern dampfte in mir doch der alte, vererbte Zorn, der jeden Schwächling heroisch aufputzt. Diese eine Nacht war ein befreiender Einschnitt. Heute kann ich es ohne Erregung aussprechen, — fast möchte ich sagen, mit einer gewissen Heiterkeit überwundenen Grolles: Wir müssen uns trennen, Helene. Erschrick nicht! Es soll ohne Haß, ohne Erbitterung, mit dem Ausdrucke menschlich vertieften Interesses für einander geschehen.

Helene. Du spielst mit mir. Das kann unmöglich dein Ernst sein. So entläßt man seine Geliebte, die Portierstochter oder eine Kaufhausmamselle, die von Hand zu Hand wandert. Wozu treibst du mit mir diese unwürdige Posse?

Doktor Hoffmann. Es fehlt dir momentan noch an Aufrichtigkeit, sonst würdest du einsehen, daß ich dich nicht kränken, sondern dir Peinliches erleichtern will. Was hätte es für einen Sinn, wenn wir uns erst nach monatelangem Selbstbetrug für das Unvermeidliche mürbe machen würden?

Helene. Du bist in einem unnatürlichen Zustande. Diese eine schreckliche Nacht brachte dich aus dem Gleichgewicht. Es ist unmöglich, daß du mir so Furchtbares mit so eiserner Ruhe sagen könntest.

Doktor Hoffmann. Ich leugne nicht, daß ich etwas übernächtig bin. Aber wenn ich drei Tage und drei Nächte ununterbrochen geschlafen hätte, so würde ich nicht anders zu dir sprechen. Es ist alles wohl überlegt, seit Wochen sah ich diese Stunde kommen. Mein Entschluß ist unabänderlich.

Helene. Ich will mich in alles fügen, Oskar. Aber du mußt mir versprechen, daß du nichts unternimmst, bevor du dich noch einmal gründlich geprüft hast. Gehe auf Reisen, oder — wenn es dir lieber ist — fahre ich weg. Aber vorher mußt du mich noch einmal anhören. Ich will dir alles beichten, nicht das Geringste verschweigen.

Doktor Hoffmann. Es wäre nur eine Galgenfrist, Helene. Gerade das will ich vermeiden. Dieses Herumbohren in Vergangenem, das gewiß nicht mehr wahr ist in dem Augenblick, wo du es abstreitest. Ich will nichts hören, ich verschmähe die Gebärde des Verzeihenden, ich nehme dir nichts übel. Ich halte mich nicht für unfehlbar und dich für keine Sünderin. Wir wollen einander nicht wehe tun, uns durch Beschuldigungen nicht entwürdigen. Wir schlagen einfach jeder eine andere Richtung ein. Aber du sollst sehen, wie gut man zu einander beim Abschied sein kann.

Helene. Wenn ich dich aber versichere, daß ich mich stärker als je zu dir hingezogen fühle, daß ich jede Sekunde bitter bereue, in welcher ich von dir abirrte. Nie-

mals vorher wußte ich, wie ich dir ergeben bin, wie ich um dich zittere. Es war törichte Neugierde von mir, Leichtsinn und Übermut einer, die sich zu sicher fühlte. Ich war ahnungslos der Gefahr. Ich kannte mich selber nicht.... (Mit dem Versuche, sich ihm zärtlich zu nähern.) Ich kann mir ein Leben ohne dich nicht ausdenken.

Doktor Hoffmann (der unauffällig einen Schritt zurückgewichen ist). Als du — wie du sagst — von mir abirrtest, warst du nicht leichtfertiger als in diesem Augenblick, wo du dich für ein ganzes Leben verbürgst. Bedenke doch, was geschehen ist. Ich kann es begreifen und milde beurteilen, aber ich kann nicht verhindern, daß es gegen dich zeugt.

Helene. Du gebrauchst bloß andere Worte, aber im Grunde ist es dasselbe. Du glaubst mir nicht, du verachtest mich, du bist wie die andern, die eine schwache Frau verdammen und ihr eine Läuterung nicht zutrauen. Deine gekränkte Eitelkeit verlangt es, mich ins Unglück zu stürzen, mich für ein unbedachtes Vergehen grenzenlos büßen zu lassen, ohne zu sehen, wie gedemütigt ich bereits bin.

Doktor Hoffmann. Nein, tausendmal nein! Du bist in meinen Augen derselbe Mensch wie früher und ich würde es unendlich beklagen, wenn du aus dem zufälligen Umstande, daß wir auseinander gehen, falsche Schlüsse für dein Dasein ziehen würdest. Dein Leben ist durchaus nicht verpfuscht. Du wirst dieselbe sympathische, begehrenswerte Frau bleiben. Du kämpfst bloß um etwas Verlorenes, das durch nichts ersetzt werden kann. Verstehe mich doch recht!

Helene. Wenn ich nichts Unsühnbares begangen

habe, warum stößt du mich dann von dir? Wenn du mich nicht verachtest, warum faßt du einen mich so beschämenden Entschluß?

Doktor Hoffmann. Wie soll ich dir das nur klar machen? Stelle dir vor, du wärst eine für mich fremde Frau, die ihr Mann aus ähnlichen Gründen wie ich verläßt. Ich würde — eine ehrliche Neigung vorausgesetzt — keinen Augenblick zögern, dich um deine Hand zu bitten. Auf keinen Fall würde ich dich für bemakelt oder eines Liebesbundes für unwürdig halten. Worin du gefehlt hast, ist keine unauslöschbare menschliche Schuld, sondern bloß ein Unrecht an mir. Nicht, daß es überhaupt vorgefallen ist, sondern, daß es mir passiert ist, entfernt dich von mir, scheidet uns leider für immer.

Helene. Du scheinst die Absicht zu haben, mich durch maßlose Freundlichkeit verrückt zu machen. Diese grausame Güte ist nicht auszuhalten.

Doktor Hoffmann. Aber das alles ist durchaus zu ertragen, du brauchst es nur ehrlich zu wollen. Ich bin kein ungewöhnlicher Mensch und du bist eine junge, für das Glück geschaffene Frau. Dich werden noch die Augen vieler neuer Bewerber grüßen.

Helene. Du verwirrst mich, und ich habe nicht den Scharfsinn, dir zu antworten. Ich sehe nur aus allem, daß du mich nicht mehr liebst und mir lieber schmeichelst und alles beschönigst, anstatt dich meiner anzunehmen.

Doktor Hoffmann. Du hast Mitleid nicht nötig. Du wirst dich wiederfinden. Was dir im Augenblicke grausam erscheint, wird dir später einleuchten, und

was du jetzt verlangst, würdest du nach einem Jahre als Erniedrigung empfinden. Ich wiederhole dir, daß ich dir nichts zu verzeihen habe. Ich danke dir vielmehr für viele schöne Stunden, für alles Erwärmende deiner Jugend. Du bist eine bezaubernde Frau, deren Besitz alle Sinne eines Mannes beseligt. Ich habe mich nicht leicht von dir losgerissen.

Helene. Ich danke dir sehr für diese Huldigung.

Doktor Hoffmann. Du sollst nicht denken, daß irgend ein Revanchebedürfnis, eine heimliche Schadenfreude aus mir spricht. Ich sage nicht, daß es unnatürlich wäre, doch es ist nicht unser Fall. Mein Wesen verlangt keine billige Genugtuung und deine Natur ist nicht verwerflich. Du hast nur Pech gehabt. Ich bin nicht deine Erfüllung. Ich weiß das schon lange und ich wußte es vielleicht schon von Anbeginn. Ich hätte dich nie heiraten dürfen und eigentlich habe ich dir etwas abzubitten, weil ich mich damals locken ließ von der Eitelkeit, weil ich rauschvolle Gefühle mit etwas Wichtigerem verwechselte. Dauernd verehren kann ich nur jene Frauen, die im Hause ihres Mannes nicht wie eine Geliebte wohnen, die nicht rufende Blicke haben, sondern sich mit hundert Wurzeln ausbreiten. . . . Bei dir liebte ich bloß deine Schönheit. Das fühltest du unbewußt. Aber ich will mich ebensowenig anklagen als dich. Wir müssen uns im Gegenteil helfen, einen Irrtum möglichst schmerzlos gut zu machen. Wenn ich unbeteiligt auf deiner Seite stände, könnte ich dir nichts anderes raten: Löse dich los, tue es unbeklommen, befreie dich innerlich, wie du nach außen frei bist!

Helene. Was dir so unglaublich rasch gelungen ist,

darfst du nicht von mir verlangen. Verschone mich mit deinen Argumenten. Du ließest mich meiner Wege gehen und nahmst dir nicht die Mühe, mich für das Leben — für dein Leben — brauchbar zu machen. Du verwöhntest mich und machst mich jetzt dafür verantwortlich, daß ich es mir gefallen ließ. Aber das ist jetzt alles gleichgültig. Für eine derartige Konversation habe ich nicht die Laune. Wie es um dich steht, weiß ich zur Genüge.

Doktor Hoffmann. Du hast recht. Wir sprechen vielleicht schon zu lange. Halte dir nur eins immer vor Augen: du hast mir nichts angetan und auch nichts verloren. Wir haben bloß Ordnung gemacht, Helene.

Helene. Ich gratuliere dir dazu. Wenn du mir imponieren willst, hast du deinen Zweck erreicht. Ich bewundere deine Seelenruhe, aber ich halte es in dieser Eisgrotte keine Sekunde länger aus. (Stürzt ins Zimmer rechts davon.)

Fünfte Szene

Doktor Hoffmann (ihr noch nachrufend). Das ist bloß das Fieber deiner Unausgeschlafenheit. Du mußt bloß die falsche Scham überwinden. . . . (Läutet. Ein Mädchen erscheint.) Ich lasse Doktor Grödke bitten. . . . (Zu sich.) Und nun weiter, Junge, unbekümmert um die Grimassen des Erstaunens.

Grödke (erscheint). Ich freue mich ordentlich, Herr Doktor, daß Sie endlich da sind. Länger ist es nicht durchzuführen. Fröhliche Gesichter bekommt man in unserem Berufe selten zu sehen, aber gegen so viel Mißvergnügen anzukämpfen ist wahrhaftig kein Genuß.

Jeder zweite Patient faßt mich als Zumutung auf. Die meisten habe ich unter lebhaften Mißtrauenskundgebungen doch überredet. Die Frau Justizrat Berger wartet bereits eine Stunde und ist zum Übertritt nicht zu bewegen, trotzdem ihr Frau Greifswälder ein Loblied auf meine Geschicklichkeit sang. Man bekommt förmlich Respekt vor seiner Unbeliebtheit. (Während der letzten Worte ist Fräulein Scherber wieder zurückgekommen und setzt sich vor ihren Arbeitstisch.)

Doktor Hoffmann. Das wird sich mit der Zeit bessern. (Zu Fräulein Scherber.) Gut, daß Sie wieder da sind. . . . Ich werde an meine Klientel ein Rundschreiben versenden, in welchem ich meinen bewährten Assistenten Gródke dem Vertrauen der Herrschaften dringend empfehlen will.

Gródke. Gedenken Sie sich denn öfter von mir so ausgiebig vertreten zu lassen?

Doktor Hoffmann. Allerdings. Zumindest die nächste Zeit. Und wenn ich in eine andere Stadt übersiedeln sollte, für immer. . . . Ja, ja. (Zu Gródke.) Schütteln Sie nicht den Kopf. Sie sind der Letzte, der etwas dagegen einzuwenden hätte. Sie haben Glück, Liebster. Und da ich Wert darauf lege, daß mein Abgang möglichst unauffällig stattfindet, haben Sie Gelegenheit, sich in die Gunst der Kundschaft nach und nach einzuarbeiten. Oder wollen Sie nicht? . . .

Gródke. Heute ist ein so verrückter Tag, daß ich alles für möglich halte. Selbstverständlich will ich. Es muß ja nicht für immer sein. Ich werde es mit Freude begrüßen, wenn Sie sich die Geschichte wieder überlegen.

Doktor Hoffmann. Es gibt leider nichts mehr

zu überlegen. Ich werde mit Hilfe von Fräulein Scherber alles Geschäftliche regeln. Das Nähere sollen Sie noch hören.

Grödke. Selbständig werden ist schön. Aber ich habe mir das doch anders gedacht. Ich glaube auch gar nicht, daß ich es imstande bin. Jedenfalls muß ich jetzt wieder nach der Frau Justizrat sehen. Was die bloß für ein Gesicht machen wird! Und die andern! Fräulein Scherber scheint es ja auch nicht zweimal recht zu sein. (Geht ab nach der Türe links.)

Sechste Szene

Fräulein Scherber (etwas spöttisch). Wollen Sie am Ende auch mich Herrn Doktor Grödke mit dem Inventar überlassen?

Doktor Hoffmann. Das hängt von Ihnen ab, Fräulein Scherber. Sonst haben Sie nichts zu fragen? Sind Sie nicht ein bißchen neugierig?

Fräulein Scherber. Ich fürchte, nicht sehr erquickliche Dinge zu hören. Schon die gnädige Frau machte Anstalten, mich in ihr Vertrauen zu ziehen. Sie hat mir sehr leid getan. Ich sah sie eben in einem sehr aufgeregten Zustande das Haus verlassen.

Doktor Hoffmann. Hat sie Sie darum gebeten, uns allein zu lassen?

Fräulein Scherber. Das eben nicht, sonst hätte ich es vielleicht nicht getan.

Doktor Hoffmann. Und darf ich wissen, was Sie dazu bewogen hat?

Fräulein Scherber. Freiwillig tut man manches. Ich fühlte instinktiv, daß ich nicht bloß der gnä-

digen Frau einen Gefallen erweise, wenn ich das Zimmer verlasse.

Doktor Hoffmann. Wenn Sie meinen Protest als ein Ersuchen auffassen. . . . Übrigens haben Sie recht. Es ist mir nicht unlieb, mich mit meiner Frau schon ausgesprochen zu haben. Sie allerdings scheint weniger befriedigt zu sein. Es war ein schwieriges Geschäft und sehr folgenschwer, liebes Fräulein. Ich habe meiner Frau klar gemacht, daß wir uns trennen müssen.

Fräulein Scherber. Die arme Frau! Es läuft einem kalt über den Rücken, wenn man so etwas hört. Gestern haben Sie sich noch geängstigt, weil sie allein ausging und heute schon Schluß! Sie sind unglaublich energisch, Herr Doktor!

Doktor Hoffmann. Haben Sie mich nicht selber durch Andeutungen in meinem Verdachte bestärkt?

Fräulein Scherber. Ich konnte nicht wissen, daß Sie gleich so unternehmungslustig sein werden.

Doktor Hoffmann. Hören Sie, Lisbeth, es wäre mir nicht gerade sympathisch, wenn Sie mir sofort applaudieren würden. Das liegt so in der weiblichen Natur: Erst ein wenig schüren und dann vor Tatsachen entsetzt sein. Aber jetzt können Sie sich gefälligst allmählich beruhigen.

Fräulein Scherber. Auch wenn Sie mich, Herr Doktor, ungewohnterweise beim Vornamen nennen, kann ich mich für Ihr Vorgehen nicht begeistern. Das ist Männerart: Kopf zu stehen, wenn ein Unglück geschieht. Jeder schönen Frau wird nachgestellt, der eine freut sich, dem andern ins Kraut zu steigen, und im Grunde halten alle Männer zusammen. Sie haben ja

selber den Verkehr mit Doktor Ruß gefördert und nun wälzen Sie alle Schuld auf die unglückliche Frau.

Doktor Hoffmann. Donnerwetter, wie Sie ins Zeug gehen! Sie entdecken ja plötzlich bei sich eine Beredsamkeit und seitdem ich nicht mehr ganz Ihr Chef bin, werden Sie sogar aggressiv. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich meine Frau verurteile? Ich dränge bloß auf Scheidung in ihrem und in meinem Interesse.

Fräulein Scherber. Mit dieser bequemen Auffassung wird die gnädige Frau nicht viel anzufangen wissen. Aber ich weiß wirklich nicht, warum ich mir den Mund verbrenne.

Doktor Hoffmann. Legen Sie sich keinen Zwang auf. Es interessiert mich, obschon meine Entschließungen unwandelbar sind. Es ist mir ein Bedürfnis, mich mit Ihnen auszusprechen. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich es imstande bin. Ich habe viel an Sie gedacht, Fräulein Scherber, als ich mit mir zu Rate ging, ob ich meiner Frau nicht unrecht tue. Sie hat leider den Vergleich nicht ausgehalten. Mit einer Frau wie Sie wäre ich nie auseinandergekommen.

Fräulein Scherber. Mich hätten Sie ja doch nie geheiratet. Haben Sie keinen überzeugenderen Scheidungsgrund als den Gedanken an mich? Ich bin mir nicht bewußt, Ihnen einen Anlaß geboten zu haben.

Doktor Hoffmann. Ich werde doch von Ihnen eine gute Meinung haben dürfen? Sie können ganz ruhig sein. Aus bloßem Wohlgefallen an Ihnen habe ich mich zu nichts hinreißen lassen. Ich entdeckte gestern, daß mir meine Frau eine Zusammenkunft mit Doktor Ruß verheimlichte. Eine niedliche Zerstreutheit enthüllte

mir, was ich ohnedies wußte. Und außerdem war sie eben vorhin geständig. Genaueres zu erfahren hat mich nicht interessiert.

Fräulein Scherber. Sie amüsieren sich beinahe über die Untreue Ihrer Frau und nehmen sich doch das Recht, sie zu verstoßen.

Doktor Hoffmann. Ich räume ihr nur das Feld. Ich machte ihr bloß klar, daß wir zu einander nicht passen. Wir haben uns in der Wahl vergriffen. So etwas läßt sich mit dem Willen nicht gut machen. Ich habe mich lange genug bemüht.

Fräulein Scherber. Sie können doch nicht wissen, wie es künftig wäre. Ich kann mir vorstellen, daß alles noch ganz gut wird. Es hat sie schwer getroffen.

Doktor Hoffmann. Das Hauptbedenken bleibt, daß ich nicht der richtige Mann für sie bin. Es würde uns aufzehren.

Fräulein Scherber. Da braucht bloß jeder Mann, der seine Frau loswerden will, zu erklären, daß er nicht der Richtige ist. Sie hätten dabei sein müssen, wie aufgeregt Frau Doktor war.

Doktor Hoffmann. Bitte lassen Sie das! Übertreiben Sie nicht den Anstand! Es kann doch nicht gerade Ihre Aufgabe sein, sich für eine Frau einzusetzen, die es mit den selbstverständlichsten Verpflichtungen nicht genau nahm.

Fräulein Scherber. Was habe ich mit der ganzen Geschichte zu tun? Ich kann auch sehr gut schweigen.

Doktor Hoffmann. Sie sollen aber Partei

ergreifen. Für mich in ganz anderem Sinne noch. Meiner Frau können Sie nicht helfen. Beruhigen Sie sich bei dem Gedanken, daß Sie ihr nicht geschadet haben. Alles kam, wie es kommen mußte. Mir aber können Sie menschlich nützen. In allem, was ich jetzt tue, folge ich unabweisbaren Bedürfnissen. Es mag sein, daß ich die Umwandlung meiner Existenz überstürze. Ich kann nicht anders. Aber Sie sollten mir beispringen. Wer weiß, ob die Gewohnheit nicht ihre Netze ausspannt. Auch eine Frau, der man entflieht, behält einen Rest von Macht, solange — keine Nachfolgerin zur Stelle ist.

Fräulein Scherber. Wenn ich recht höre, klingt das wie ein Antrag. Kommt Ihnen die Situation nicht zumindest verfrüht vor?

Doktor Hoffmann. Solche Augenblicke schmieden fest an einander. Sie erhöhen meine Sicherheit, Sie geben mir ein neues Ziel, Sie befreien mich von der Angst, bei allem Selbstvertrauen irgendwie innerlich bankerott zu sein. Sie tun sehr viel für mich, wenn Sie ja sagen.

Fräulein Scherber. Ich weiß wirklich nicht, warum Sie das gerade von mir wollen.

Doktor Hoffmann. Weil ich es die ganze Zeit fühlte, daß Sie mir zugetan sind.

Fräulein Scherber. Das war ich vielleicht einem andern. Ich kannte Sie früher anders. Als Sie unverdrossen arbeiteten und sich nicht gleich nach Ersatz umschauten, obwohl Sie nicht ganz glücklich waren. Jetzt erschrecken Sie mich.

Doktor Hoffmann. Das sind Sentimentalitäten, Fräulein Scherber. Wir wollen äußerst nüchtern

über meinen Vorschlag sprechen. Girren, seufzen und verliebte Augen machen ist nicht meine Gewohnheit. Ich bin nicht mehr in den Jahren. Ein Held bin ich auch nicht. Ich will Ihnen eingestehen, daß ich heimlich mit mancherlei Gedanken spielte. Vielleicht kam meine ganze Entschiedenheit auch daher. Ich beschäftige mich mit Ihnen schon sehr lange, Fräulein Scherber.

Fräulein Scherber. Gestern sprachen Sie noch ganz anders.

Doktor Hoffmann. Ich hätte vielleicht ohne den befreienden Zufall noch lange anders gesprochen. Es kommt darauf an, wann und wie man etwas sagt.

Fräulein Scherber. Ich hätte keine ruhige Stunde, wenn ich an Ihre Frau denken würde.

Doktor Hoffmann. An die müssen Sie überhaupt nicht mehr denken. Zu ihr kehre ich doch nicht mehr zurück.

Fräulein Scherber. Sie hat mich um Hilfe angefleht. Ich habe ihr nichts zugesagt. Aber eine andere hätte es leichter. Ich will nicht rot werden, wenn man mich fragt, wie ich meinen Mann kennen lernte.

Doktor Hoffmann. Das sind äußerst respektable Feinfühligkeiten. Ich denke, wenn Menschen ihren stärksten und wertvollsten Gefühlen nachgehen, geht das niemand was an. Immerhin kann ich mir vorstellen, daß die Rücksichtnahme auf die Welt für andere irgendwie wichtig ist. Wie wäre es, wenn ich etwa nach einem Jahr aus einer andern Stadt meine Anfrage wiederholte? Hm?

Fräulein Scherber. Ich kann nichts versprechen, Herr Doktor!

Doktor Hoffmann. Also nahezu ein vollständiger Mißerfolg. Wie kommt man Ihnen bloß bei? . . . Nicht böse sein, wenn ich vorläufig nicht niedergeschmettert bin.

Fräulein Scherber. Umso besser!

Doktor Hoffmann. Meine Verwunderung über Sie geht sogar so weit, daß ich mich zu amüsieren anfange. Ihr Widerstand grenzt an Komik. Sie haben etwas für mich übrig und bekorben mich, weil es Ihnen nicht paßt, daß ich für Sie frei werde. Unglückliche Liebe mag ja ein sehr schöner Zustand sein, aber wer so schwer mit dem Leben kämpft wie Sie, müßte doch darauf verzichten können. Ich bin imstande, mein Niveau zu verlassen und Ihnen auseinander zu setzen, daß ich für Sie eine recht gute Partie bin. Greifen Sie doch zu! Ich bin ja auf den Zufall günstiger Vermögensverhältnisse nicht eingebildet. Aber nicht alle Tage wird ein Doktor Hoffmann bei Ihnen anklopfen.

Fräulein Scherber. Ich freue mich, daß Herr Doktor bei Humor sind. Es erleichtert mir meine Absage.

Doktor Hoffmann. Nun weiß ich wirklich nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihr entschiedenes Nein zu überhören und Sie um die definitive Antwort ein anderes Mal zu bitten. Vielleicht ist es Ihnen bis morgen möglich, sich in meine Lage hereinzudenken. Kommen Sie vormittag in den Bürgerhof. Ich möchte dieses Haus nicht mehr ohne Not betreten. Nehmen Sie das Hauptbuch mit, dann habe ich wenigstens ein Thema, über welches wir ganz gewiß ein Einverständnis erzielen können.

Fräulein Scherber. Ist dieser plötzliche Abbruch Ihrer Tätigkeit notwendig, Herr Doktor? Es sieht ja wie eine Flucht aus. Was werden bloß die Menschen sagen?

Doktor Hoffmann. Meinen Sie Ihre Menschen oder meine Menschen? Ihre Menschen werden auf jeden Fall, auch wenn ich noch ein halbes Jahr bliebe, aufbauschen, entstellen, das Unwahrscheinlichste hinzudichten. Sie haben gewiß jetzt schon den Roman meiner Ehe wundervoll ausgeschmückt und mit den lieblichsten Niederträchtigkeiten ausgestattet. Meine Menschen sind liebenswürdige Leute, die bloß ein wenig hinter dem Rücken schwatzen, sich niemals vortrauen und keinen Wert darauf legen, daß man sie beachtet.

Fräulein Scherber. Meinetwegen können Sie mich zur ersten Sorte von Menschen rechnen. Aber schön ist es nicht, wie Sie Ihr eigenes Werk mit Füßen treten.

Doktor Hoffmann. Bravo, bravo!! Endlich ein Gefühlston, der sich hören läßt! Kommen Sie morgen so gegen elf Uhr und reden Sie mir auch tüchtig ins Gewissen. Schaden kann es auf keinen Fall.

Fräulein Scherber. Ich werde alles tun, was meine Pflicht ist.

Doktor Hoffmann. Das ist viel zu viel und viel zu wenig. Kommen Sie in möglichst guter Stimmung, Sie unbequeme Verwalterin meiner Interessen. Auf Wiedersehen! (Geht ab.)

Siebente Szene

Fräulein Scherber (geht zum Fenster, schaut ihm nach, setzt sich an den Tisch und aus einem Ruck

ihres Kopfes ist ersichtlich, daß sie einen Entschluß gefaßt hat).

Grödke (kommt aus der Türe links). Die erste Kundschaft habe ich mir, wie ich glaube, schon verscherzt. Frau Justizrat scheint nicht sehr entzückt zu sein. Ich war aber auch tüchtig zerstreut. Die tolle Affäre geht mir unaufhörlich im Kopf herum. Aber noch mehr hat sie geärgert, daß ich ihr nichts Näheres über die Abreise des Chefs erzählen konnte. Ist er denn wieder fort?

Fräulein Scherber. Er kommt nicht mehr.

Grödke. Wie denkt er sich das eigentlich? So mir nichts dir nichts geht das auch nicht. Er wird mit mir doch noch einmal gründlich sprechen müssen. Da sind ja noch hundert Dinge zu regeln.

Fräulein Scherber. Sie werden ihn eben im Bürgerhof aufsuchen ... Herr ... Vizechef.

Grödke. Auf Ihre Opposition bin ich ja gefaßt.

Fräulein Scherber. Vielleicht irren Sie.

Grödke. Ein Irrtum in diesem Punkte wäre mir ja sehr sympathisch. ... Neugierde ist wirklich nicht meine Schwäche. Auch wurde heute im Hause so viel getuschelt, daß ich mir wohl denken kann, was vorgefallen ist. Aber könnten Sie nicht so nett sein, mir Authentisches zu berichten? Sie werden doch wohl Bescheid wissen?

Fräulein Scherber. Ich weiß nichts, was sich erzählen ließe. Das andere können Sie erraten. Details habe ich nicht nachgeforscht.

Grödke. Und Sie bleiben dem Institut erhalten?

Fräulein Scherber. Vorläufig gewiß.

Grödke. Und später?

Fräulein Scherber. Darüber habe ich ja dann nicht mehr allein zu entscheiden.

Grödke. Wird sich Doktor Hoffmann in einer andern Stadt niederlassen?

Fräulein Scherber. Ich glaube ja.

Grödke. Seien Sie nicht ungehalten, aber es wundert mich dann sehr, daß er Sie nicht mitnimmt.

Fräulein Scherber. Woher wissen Sie denn, daß er das nicht wollte?

Grödke. Und Sie weigerten sich? Nicht möglich!

Fräulein Scherber. Ich bin doch nicht dazu verpflichtet.

Grödke. Man wird nicht klug aus Ihnen. Früher wären Sie für ihn durchs Feuer gegangen.

Fräulein Scherber. Für jemand, der sein Haus selbst anzündet, geht man eben nicht durchs Feuer.

Grödke. Eigentümlich! Ich kann mir das nicht vorstellen, daß Sie Lust haben, unter solchen Umständen Ihre Stellung hier dauernd zu behalten. Ich weiß, wie schwer es mir selber wird, mich zurechtzufinden. Er ist schon ein famoser Mensch. Es wird einem angst und bange, ihn zu ersetzen.

Fräulein Scherber. Ich kann es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie nach allem, was sich zwischen uns begeben hat, an meiner Mitarbeit keinen Gefallen finden.

Grödke. Davon kann keine Rede sein. Nur kommt mir alles so rätselhaft vor. Ein Mensch wie Sie bleibt doch nicht bei einem — zurückgewiesenen Bewerber als Angestellte.

Fräulein Scherber. Man ändert seine An-

sichten, wenn man eine große Enttäuschung erlebt. Außerdem habe ich um nichts gebeten.

Grödke. Soll das etwa heißen ... Aber nein, diesen Unsinn frage ich lieber nicht. So etwas sieht Ihnen nicht ähnlich.

Fräulein Scherber. Was wissen Sie von mir? Was weiß ich selber von mir? Selbstverständlich nehme ich nichts zurück, bis auf die schroffe Form, die Sie selbst verschuldet haben.

Grödke. Und zu welchem Ende sagen Sie mir das, wenn ich so frei sein darf?

Fräulein Scherber. Da fragen Sie mich wieder viel zu viel. Ich weiß nur, daß mir im Augenblicke seltsam zumute ist. Es dreht sich so sonderbar alles um. Ich habe mir nichts vorzuwerfen und doch bedrückt es mich irgendwie. Vielleicht habe ich Ihnen etwas abzubitten. Aber, nein, Sie dürfen mich nicht mißverstehen. Ich bereue nichts. Ich brauche bloß etwas Zerstreuung und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir zuhören. Wenn es Sie langweilt, sind Sie zu nichts verpflichtet.

Grödke. Wenn ich nur wüßte, wie ich zu dieser Auszeichnung komme. Ich habe mich nicht im Geringsten geändert, Verehrteste. Ich bin noch immer derselbe plumpe Mensch nur mit dem einzigen Unterschied, daß ich nicht die geringste Lust spüre, mich noch einmal zu blamieren. Und zarte Tröstungen dürfen Sie nicht gerade von einem Dickhäuter erwarten.

Fräulein Scherber. Sie sind trotzdem der einzige, der mich aus meiner Verstimmung herausreißen kann. Spielen Sie doch um Gottes willen nicht gerade jetzt den Unnahbaren: Das glaube ich Ihnen doch

nicht. Ich verlange ja von Ihnen nichts anderes, als daß Sie die gekränkte Miene für eine Weile ablegen und mit mir so sprechen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Gröd ke. Sie überschätzen mich, Werteste. Mir kommt der Augenblick für freundschaftliche Ergüsse nicht sehr glücklich gewählt vor. Ich bilde mir ja nichts Übertriebenes ein, aber so auf Wunsch Schildwache stehen und hübsch fein die Pfote reichen (er ahmt das Apportieren der Hunde nach) — — nee, das dürfen Sie mir doch nicht zumuten.

Fräulein Scherber (lacht). Ist es wirklich so schrecklich, mit mir Frieden zu halten? Sie haben ja direkt einen Überfluß an Charakter.

Grödke. Allerdings, Fräulein Scherber. Das hätten Sie wohl von mir nicht gedacht? Was? Sie glaubten wohl, es würde mich überglücklich machen, wenn Sie mir zufällig zur Abwechslung geruhen zu gestatten, so als Notnagel . . .

Fräulein Scherber. Sie haben ein besonderes Talent, starke Ausdrücke irrtümlich zu gebrauchen. Ich habe nicht die geringste Ursache, mich für verzweifelt zu halten. Vielleicht beruhigt es Sie zu hören, daß ich eben eine ernsthafte Bewerbung ablehnte.

Grödke. Darf ich, wenn Sie schon ausnahmsweise so mitteilsam sind, auch die Motive wissen?

Fräulein Scherber. Warum nicht? Ich wollte einfach nicht. Oder besser gesagt: ich konnte nicht. Ich will Ihnen auch nichts vorheucheln. Ich hatte bisher Doktor Hoffmann innig verehrt. Vielleicht war es auch Liebe. Aber alles, was er vorhin zu mir sprach, befremdete und verletzte mich. Nun wissen Sie, wovor

ich mich fürchte, warum ich heute jemanden brauche, der so ganz anders ist.

Grödke. Wenn Ihnen das allein schon genügt, daß ich anders bin . . .

Fräulein Scherber. O, ich habe noch einen sehr unbescheidenen Wunsch.

Grödke. Ich will mich recht bemühen, ihn bescheiden und erfüllbar zu finden. Nur müssen Sie die Güte haben, ihn auszusprechen.

Fräulein Scherber. Ich möchte Sie bitten, Ihre liebenswürdige Einladung von gestern zu wiederholen und mich ins Theater mitzunehmen.

Grödke. Ist das alles? Sie nehmen es mir wohl nicht übel, daß ich zwar äußerst erstaunt bin. Aber selbstverständlich tue ich's. Selbstverständlich.

Fräulein Scherber. Hat Sie das wirklich so gewundert? Vielen Dank jedenfalls für Ihre Bereitwilligkeit. Und nicht bös sein, wenn ich mir's wieder überlege. Es ist vielleicht doch nicht das Richtige. Nein, ganz gewiß nicht.

Grödke. Ich tu's gerne. Recht gerne sogar.

Fräulein Scherber. Es wäre doch eine zu gewaltsame Ablenkung. Ein so gutes Stück gibt es gar nicht, als ich benötigen würde, um von allen unbehaglichen Gedanken los zu kommen.

Grödke. Verzeihen Sie, daß ich Ihren Wunsch ernst nahm.

Fräulein Scherber. Was denn schon wieder? Schmerzt Sie das wirklich, wenn ich statt ins Theater lieber mit Ihnen spazieren gehen will. Wenn Sie nicht

sofort ein sympathisches Gesicht machen, müssen Sie mit mir den ganzen Abend beisammen bleiben und mich noch außerdem nach Hause bringen.

Gröd k e. Sie sind mir noch immer unbegreiflich. Ich bin außer mir über Sie. Aber — hol's der Kuckuck! Ich stehe zu Ihrer Verfügung.

(Ende des zweiten Aktes)

Dritter Akt

Hotelzimmer. Links die Tür in ein Schlafgemach. Entree in der Mitte.

Erste Szene

Kellner (klopft an; da sich niemand meldet, tritt er ein und klopft an der Tür des Schlafzimmers. Drinnen die Stimme des Doktor Hoffmann: Herein!) Ein Herr gab seine Karte ab, er wünscht den Herrn Doktor zu sprechen.

Doktor Hoffmann (aus dem Schlafzimmer). Wer ist es denn?

Kellner. Herr Doktor Ruß.

Doktor Hoffmann. Führen Sie ihn herein. Ich komme gleich.

Kellner (macht die Mitteltür auf). Der Herr Doktor Hoffmann läßt bitten.

Doktor Ruß (tritt ein).

Kellner. Bitte nur Platz zu nehmen.

Doktor Ruß. Haben Sie auch gesagt, daß ich eventuell später kommen will, wenn es jetzt nicht paßt?

Kellner. Der Herr Doktor wird gleich erscheinen. (Zieht sich zurück.)

Zweite Szene

Doktor Hoffmann (eintretend). Schön willkommen, behalten Sie nur Platz, lieber Ruß! So sitzt man sich wieder einmal gegenüber. Sehr sympathisch, daß Sie gekommen sind. Es gefällt mir, daß Sie sich nicht drücken.

Doktor Ruß. Ich habe den dringenden Wunsch nach einer Rücksprache. Ich fühle mich dazu verpflichtet, trotzdem ich mir sagen muß, daß Ihnen meine Anwesenheit vielleicht peinlich ist.

Doktor Hoffmann. Nicht die Spur! Warum peinlich? Wer weiß, ob ich Sie vor meiner Übersiedlung nicht selbst um Ihren Besuch gebeten hätte. Sie gehörten doch zu meinem engern Umgang. Nicht wahr?

Doktor Ruß. Sie gewährten mir viel Gastfreundschaft. Leider muß ich hinzufügen, daß ich sie mißbrauchte.

Doktor Hoffmann. Geht Ihnen das wirklich so nahe? Aber warum denn eigentlich? Sie sind jung, empfänglich und können eine ganze Reihe mildernder Umstände anführen. Fast möchte ich sagen, es ist Ihr gutes Recht, einzusammeln, was sich Ihnen an Glücksmöglichkeiten bietet. Ich war nicht besser in Ihren Jahren. Ich war bloß nicht so anziehend.

Doktor Ruß. Sie befleißigen sich — ich weiß nicht warum — einer sehr schonungsvollen Auffassung. Ich bedauere sehr, sie nicht akzeptieren zu können. Mich beschämt zu sehr das Bewußtsein, in das Leben zweier hochgeschätzter Menschen unheilvoll eingegriffen zu haben.

Doktor Hoffmann. Komisch. Sollte mir das entgangen sein? Oder reden Sie sich am Ende ein, daß ich Ihretwegen oder gar aus Verzweiflung meine Zelte abbreche? Unterschätzen Sie nicht, Bester, meinen Wandertrieb! In mir steckt ein Zigeunertum, das einfach bei der ersten passenden Gelegenheit ausbrach. Und auch bei Helene, die im Augenblicke etwas beklagenswerter

erscheint, ist es nur eine optische Täuschung, wenn sie es tragisch ansieht.

Doktor Ruß. Ich wäre glücklich, wenn alles so leicht zu nehmen wäre, wie Sie es aus Güte oder aus verdienter Geringschätzung darstellen. Lassen Sie mich wenigstens versichern, daß ich mich Ihnen nicht in einer unschönen Absicht genähert habe.

Doktor Hoffmann. Nicht einmal das müssen Sie mir bekennen. Ich hatte ja meine Augen. Einen gewöhnlichen Eindringling, einen berufsmäßigen Schmarotzer hätte ich schon zu verscheuchen gewußt. Ich sah euch mit einem großen Aufwand von Romantik unter aufreibenden Nervositäten mit einer dumpfen Macht kämpfen. Ich weidete mich an eueren Verlegenheiten, ich sah, wie es euch umstrickte, im Kreise hin und her hetzte und hinabzog. Manchmal wandelte mich die Lust an, euch der Dämonie dieses heimlichen Spieles zu entreißen. Aber all das Offenkundige war leider nicht greifbar. Ich mußte schon auf den günstigen Augenblick warten.

Doktor Ruß. Hätten Sie mich doch beiseite genommen und mir die Maske weggerissen. Es wäre vieles nicht geschehen. Auch wenn ich alles geleugnet hätte — nicht mir zuliebe — ich hätte doch Konsequenzen gezogen.

Doktor Hoffmann. Was ich heute imstande bin, vermochte ich nicht früher. Gutgelaunte Ehephilosophie will erst erworben sein. Sie haben ja dabei nichts verloren. Das bißchen Schreck und Unbehagen müssen Sie mir schon zugute halten.

Doktor Ruß. Ich beklage mich ja nicht. Ich

suche nur nach einem Ausweg aus dieser Wirrnis. Ich will mich keiner Verantwortung entziehen.

Doktor Hoffmann. Beladen Sie sich mir gegenüber nicht mit Gefühlsballast. Ich habe von Ihnen nichts zu fordern. Ich finde es im Gegenteil äußerst nett, wie wir bei einander sitzen. Ich, der Gatte, besonnen wie ein Psychiater, und Sie, der Verführer meiner Frau — so nennt man es doch — wie ein schüchterner Liebhaber. Es hat alles seine Reize.

Doktor Ruß. Ich kann Sie nicht zwingen, von meiner Betroffenheit Kenntnis zu nehmen. Und wenn es Ihnen irgend eine Befriedigung gewährt, muß ich es ruhig tragen, daß Sie über mich lächeln. Nur hätte ich manches zu sagen und ich kann es nicht. Ist es Ihre Absicht, mir mit unverdienter Freundlichkeit die Kehle zuzuschnüren?

Doktor Hoffmann. Das kommt daher, weil Sie noch immer an der Idee festhalten, sich mit mir auseinandersetzen zu müssen. Ich komme für Sie nicht in Betracht. Die Psychologie Ihres Liebesabenteuers kann ich mir selber zusammenreimen und wenn Sie vielleicht noch das Bedürfnis haben, mich Ihrer besondern Verehrung zu versichern, so danke ich schön dafür. Aber vielleicht ist jemand anderer Ihrer Versicherungen bedürftig.

Doktor Ruß. Ich kam nicht, um etwas zu beschönigen oder um für Unverzeihliches um Entschuldigung zu bitten. Ich weiß nur, daß es mich her trieb.

Doktor Hoffmann. Ich sagte Ihnen schon, daß ich die falsche Adresse bin. Denken Sie doch gefälligst nach! Ich kann Sie unmöglich animieren, meine Frau

zu heiraten. Diesen geistreichen Einfall müssen Sie schon selber haben.

Doktor Ruß. Dann ist Ihnen vielleicht unbekannt, daß sie von mir überhaupt nichts mehr wissen will. Wir haben gestern nachmittag stundenlang alles durchgesprochen. Je öfter ich ihr meinen Vorschlag wiederholte, desto unwilliger wurde sie. Zuletzt durfte ich überhaupt nicht mehr darauf zurückkommen. . . . Sie möchte bei Ihnen bleiben.

Doktor Hoffmann. Haben Sie etwa eine Mission übernommen? Ich hoffe, nicht. Das wäre selbst mir zu — gemütlich.

Doktor Ruß. Ich wollte Sie bloß darauf aufmerksam machen, wer der Sieger von uns ist, und Ihnen vielleicht — wenn Sie mir überhaupt Redefreiheit zubilligen — die Anregung geben, von dem Hoheitsrecht des Stärkern Gebrauch zu machen und Gnade zu üben.

Doktor Hoffmann. Das ist mir viel zu edel. Sind Sie denn wirklich so temperamentlos? Was soll denn dann meine Frau von Ihnen denken? Sie machen Bittgänge und behandeln sich selber als Luft.

Doktor Ruß. Opfer zu bringen, ist doch das mindeste, was sie jetzt von mir verlangen kann. Selbst Ihr Spott darf mich nicht abschrecken.

Doktor Hoffmann. Es gibt nicht Stärkere und Schwächere in der Liebe. Es gibt Vorgänger und Nachfolger. Daß Sie für meine Frau nur eine Episode zu bedeuten scheinen, ist für mich kein Anlaß, mein eigener Nachfolger zu werden. Doch will ich Sie keineswegs kränken. Klammern Sie sich nicht an Worte, die in der

ersten Erregung gesprochen wurden. Kämpfen Sie um Ihre eigene Position.

D o k t o r R u ß. Ich habe alles getan, was mir Geschmack und Selbstachtung erlauben. In meiner Verlegenheit bin ich sogar zu I h n e n gekommen. Nicht meinetwegen. — Jetzt ist es aber auch Zeit, daß ich wieder gehe und Sie nicht weiter belästige.

D o k t o r H o f f m a n n. Ich kann Sie nicht bitten, länger zu bleiben. Ich erwarte noch ein paar Besuche. Doch es ist nicht notwendig, daß Sie sich so betreten von mir verabschieden. Ich fasse Sie als gleichberechtigte Figur unseres gemeinsamen Lebensromanes auf. Das muß Sie nicht weiter kränken. Haben Sie heute noch etwas Besonderes vor?

D o k t o r R u ß. Ich kann mich frei machen, wann Sie es wünschen.

D o k t o r H o f f m a n n. Kommen Sie dann so gegen zwölf Uhr wieder. Ich spiele mit offenen Karten. Meine Frau hat sich angekündigt und vielleicht ist es gut, Sie in der Nähe zu wissen. Wollen Sie?

D o k t o r R u ß. Ich sehe den Sinn meiner Beteiligung nicht ein. Aber ich möchte nicht nein sagen.

D o k t o r H o f f m a n n. Also abgemacht? Lassen Sie sich unauffällig melden. (Ruß ab.)

D r i t t e S z e n e

D o k t o r H o f f m a n n (läutet. Ein Kellner erscheint). Wenn eine Dame mich sprechen will, so führen Sie sie weiter.

K e l l n e r. Sie steht schon ein paar Minuten draußen.

Doktor Hoffmann. Warum haben Sie das nicht gemeldet?

Kellner. Das Fräulein wollte warten, bis der Besuch wieder draußen ist.

Doktor Hoffmann. Führen Sie sie doch gleich herein. (Es wird angeklopft.)

Vierte Szene

Fräulein Scherber (tritt ein). Ich hörte, daß Herr Doktor Ruß bei Ihnen ist und wollte nicht stören. Oder hätte ich früher eintreten sollen?

Doktor Hoffmann. Es kommt darauf an, was Sie mir mitzuteilen haben. Für gute Botschaft konnten Sie nicht früh genug kommen. Schlechte Nachrichten haben Zeit und können sich bei längerer Überlegung noch in gute verwandeln.

Fräulein Scherber. Ich habe nichts mehr zu überlegen. Ich hoffte insgeheim, daß Herr Doktor selber auf die mich überraschende Frage nicht mehr zurückkommen würden.

Doktor Hoffmann. Ich würde Ihnen gerne den Gefallen tun, aber ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt und die Neugierde auf Ihre definitive Antwort plagt mich so heftig, daß ich es doch nicht für bloße Neugierde halte.

Fräulein Scherber. Ich muß Sie trotzdem enttäuschen. Ich hoffe, daß Sie es noch rascher verwinden werden als die Trennung von Ihrer Frau. Es kann nicht sein, Herr Doktor!

Doktor Hoffmann. Was kann nicht sein? Wo nehmen Sie diesen Trotz her? Was bieten Sie bloß für

einen lächerlichen Heroismus auf? Es kann sein, es kann sein!

Fräulein Scherber. Ich fange an, zu bedauern, daß ich hergekommen bin. Eigentlich wollte ich es Ihnen schreiben, daß mir eine Verbindung mit Ihnen unmöglich ist.

Doktor Hoffmann. Keine Angst! Es ist schon besser, daß Sie mir das persönlich sagen, Sie Überläuferin. Mit Gewalt werde ich Ihnen keine Zusage erpressen. (Haut die Fäuste aufeinander.) So, jetzt bin ich wieder ganz ruhig. . . . Wollen Sie mich wirklich im Stiche lassen, Fräulein Scherber, und warum? Bitte, antworten Sie mir nicht mit Vorwänden und Ausflüchten! Sagen Sie mir die letzte Wahrheit, nur die allein könnte mich überzeugen.

Fräulein Scherber. Es ist mir ganz unmöglich, Herr Doktor. Ich habe mich gestern mit Doktor Gröbke verlobt.

Doktor Hoffmann. Waas? (Unsicher und verlegen.) Sie verlobt mit — — Ja so, wenn Sie scherzen, ist ja alles wieder in Ordnung.

Fräulein Scherber. Mit solchen Dingen treibt man keinen Spaß. Ich habe ihn sogar darum gebeten, seine frühere Bewerbung zu wiederholen.

Doktor Hoffmann. Also mit Gröbke? Mit meinem Assistenten? Mit demselben Gröbke, vor dessen Zudringlichkeiten ich Sie noch vorgestern schützen mußte? Wissen Sie, daß es direkt lustig ist?

Fräulein Scherber. Ich hätte es komischer gefunden, die Erbschaft einer plötzlich entlassenen Gattin anzutreten, einfach aus dem Grunde, weil ich zur Hand

war. Wenn man sich schon lächerlich machen muß, war es mir sympathischer, einen Mann zu erhören, der meine Einwilligung nicht für so selbstverständlich hält.

Doktor Hoffmann. Nicht übel gesagt, Fräulein Scherber! Ganz genau weiß ich ja nicht, womit ich Sie so tief gekränkt habe. Aber schließlich muß ich doch einen Kunstfehler begangen haben. Da bleibt nichts anderes übrig, als zu gratulieren. Warum nicht? Auch beleidigter Stolz kann einer Ehe Glück bringen. Ich habe nicht einmal etwas dagegen, wenn Sie mir zum Trotz Ihren Bräutigam zu lieben anfangen.

Fräulein Scherber. Ich versprach ihm nichts anderes, als alles aufzubieten, um ihn glücklich zu machen. Ich kann ja nicht dafür, daß ich bloß bei ihm das Gefühl habe, es imstande zu sein. Sie sehen in mir etwas Besonderes, und da befiel mich eine unerklärliche Angst, daß ich mich retten muß, bevor es zu spät ist. Ich bin ein schlichter Mensch, der nichts von dem begreift, was in Ihnen vorgeht. Ich könnte nicht mit einem Mann leben, in dessen Natur ich mich nicht auskenne. Sie hätten diese Unzulänglichkeit bald herausgefühlt und darauf wollte ich es nicht ankommen lassen. Aus Notwehr, nicht aus Trotz, habe ich mich so schnell entschieden.

Doktor Hoffmann. Also das war es. Ich habe Sie beunruhigt. Sie sind in Ihrem überstürzten Entschlusse gleichsam ein Opfer meiner Ungeschicklichkeit. Bleiben Sie dabei, daß ich ein interessanter Mensch bin, vor dessen Liebe die braven Mädchen gewarnt werden müssen. So etwas schmeichelt meiner Eitelkeit und Sie wird es vor allen Reuegefühlen schützen.

Fräulein Scherber. Ich wußte es ja, daß Herr Doktor über meinen Entschluß nicht allzusehr bestürzt sein werden. Ich verlange nicht viel vom Leben. Aber der Mann, den ich heirate, darf sich niemals über mich lustig machen oder mich mit ein paar Worten beiseite schieben wollen.

Doktor Hoffmann. Das mißverstehen Sie. Sie haben mir im Gegenteil großen Respekt eingeflößt. Sie halten sich mit Unrecht für verkannt. Sie sind durchaus keine so simple Natur. Sie wählen einen Mann, den Sie nicht lieben, weil Sie sich vor dem Manne Ihrer Neigung fürchten. Das ist entweder sehr unpraktisch oder sehr lebenstüchtig, jedenfalls eine Komplikation, die mich stutzig macht. Etwas stimmt zwischen uns beiden nicht und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir diese Revision unserer Beziehungen ermöglichen.

Fräulein Scherber. Ich muß noch sehr um Entschuldigung bitten, weil ich die Bücher nicht mitgebracht habe. Ich hatte gestern nicht die Ruhe zur Arbeit. Und Grödke meinte, daß sich durch unsere Verlobung in den Dispositionen des Herrn Doktor wahrscheinlich vieles ändern würde.

Doktor Hoffmann. Gar nichts ändert sich. Sie haben sich doch nicht verbündet, um mir Schwierigkeiten zu machen?

Fräulein Scherber. Ich muß meinem Bräutigam in seiner Ansicht zustimmen, daß er in seiner Situation nicht gut Ihre Güte in Anspruch nehmen darf. Selbstverständlich will er zur Stelle sein, solange er notwendig ist.

Kellner (tritt ein). Frau Doktor Hoffmann läßt fragen, ob sie eintreten darf.

Doktor Hoffmann (an der Tür). Komm herein, Helene. (Helene tritt ein.) Es ist gerade Fräulein Scherber bei mir, aber wir kommen heute doch nicht zu Ende. Nimm einen Augenblick Platz! (Zu Fräulein Scherber.) Sagen Sie Herrn Doktor Gröbke, daß ich seine Bedenken für kleinlich halte. Er soll zu mir heraufkommen, morgen. Ich werde es ihm schon ausreden. Er erweist mir unter allen Umständen einen Gefallen, nicht ich ihm.

Fräulein Scherber. Ich darf mich jetzt wohl empfehlen? (Verbeugt sich.)

Helene. Liebes Fräulein, wenn eine Depesche für mich eintreffen sollte, so möchte ich Sie wohl um sofortige Verständigung bitten.

Fräulein Scherber. Herzlich gerne, gnädige Frau.

Doktor Hoffmann (zu Fräulein Scherber). Vor meiner Abreise hoffe ich Sie noch wiederzusehen. Und wenn nicht jetzt, so später einmal. Alles Geschäftliche weiß ich bei Ihnen in guten Händen.

Fräulein Scherber. Herr Doktor müssen mir aber doch . . . .

Doktor Hoffmann. Ich muß, ich werde. Ich weiß alles, was Sie mir sagen wollen. Das Wichtigste ist, daß ich mich auf Sie verlassen kann.

Fräulein Scherber. Mit dem Vertrauen allein ist es nicht getan. Ich will mir alle Mühe geben, sobald ich Ihre Weisungen habe. (Fräulein Scherber geht ab.)

Fünfte Szene

Helene. Du scheinst es ja mit deiner Abreise sehr eilig zu haben. Ich komme dich fragen, ob es nicht doch vernünftiger für dich wäre, wenn du in unserer Wohnung eine Zeitlang wenigstens bleiben würdest. Ich halte es ohnedies dort allein nicht aus. Ich deutete meinen Eltern in einem ausführlichen Briefe das Zerwürfnis bereits an. Ich erwarte heute eine Depesche, ob ich sofort kommen darf oder ob wir anderswo zusammenkommen werden.

Doktor Hoffmann. Das ist ja sehr tapfer und ich kann es dir nachfühlen, was dich hinausdrängt. Schade um den schönen, gemütlichen Haushalt. Aber ich hasse jedes Provisorium.

Helene. Dann wäre ja mein Geschäft hier erledigt. Ich wollte dich nur noch wegen der Szene gestern um Entschuldigung bitten. Ich konnte mich nicht so schnell hereinfinden. Du kannst meinetwegen ganz ruhig sein. Ich weiß deine Motive zu würdigen. Ich danke dir für die gütige Form, in welcher du dich von mir freimachst. Ich werde mir alle Mühe geben, aus deinem Leben spurlos zu verschwinden. Werde glücklich! (Will aufstehen.)

Doktor Hoffmann. Bleibe, Helene! Wir haben uns in den letzten Tagen sehr wehe getan. Aber mit den aufrechten, entschlossenen Worten, die du soeben gesprochen hast, ist das Schwerste hinweggewälzt. Jetzt könnten wir die nächste Stunde ein wenig genießen, uns Mut zusprechen und recht freundlich mit einander umgehen. Du hast bei aller lobenswerten Entschiedenheit leider noch eine gesenkte Stimme und du schaust, wenn

du mit mir sprichst, zur Seite. (Faßt sie bei den Händen.) Wollen wir uns nicht in die Augen blicken und eine recht schöne Erinnerung von dem entgleitenden Gefährten mitnehmen?

Helene. Wozu soll das? Ich kann bei dir nicht voraussetzen, daß dir noch viel an mir gelegen ist.

Doktor Hoffmann. Ich bin dir aufrichtig ergeben, Helene. Ich kann dir gar nicht sagen, wie es mich freut, daß du dich aufgerafft hast und alle unfruchtbare Aufregung abzuschütteln beginnst. Energie verschönt. Verzeihen heißt unabhängig sein können. Du wirst es mir noch einmal danken, daß ich dich nicht durch Nachgiebigkeit gedemütigt habe.

Helene. Rechne nicht mit meiner Dankbarkeit. Ich bin eine Frau, eitel und nachträgerisch, und ich weiß nicht, ob ich dir jemals ganz vergessen werde, daß du binnen wenigen Stunden alles überwunden hast, was uns aneinander kettete. Darüber hinwegkommen heißt nicht, es aus seinem Bewußtsein löschen.

Doktor Hoffmann. Auch dieser Rest von Bitterkeit wird sich verflüchtigen. Denke daran, wie ich dich heute sehe. Niemals kamst du mir so schön vor, so erblüht unter Schmerzlichkeiten, so erfrischt von der aufrüttelnden Kraft des Erlebnisses. Die wenigen Stunden, in welchen wir uns aus dem Wege gingen, kommen mir wie Jahre vor, und ich bin entzückt, wie du dich verändert hast. Deine Augen, die so unzufrieden in der Welt herumsuchten, haben einen ruhigen, sich selbst genügenden Glanz gewonnen. Deine sonst so bewußten Reize scheinen sich einer inneren Macht unterzuordnen.

Helene. Ich nehme an, du bist aus lauter Freude

über unseren Abschied mit Anerkennung sehr freigebig geworden. Ich rate dir, deine Schwärmerei nicht zu weit zu treiben. Ich könnte rückfällig werden und auf falsche Vermutungen kommen.

Doktor Hoffmann. Mir gegenüber brauchst du nicht mehr vorsichtig zu sein. Ich habe alle Ansprüche auf dich verloren. So bewundern kann nur jemand, dessen Augen durch Wunschlosigkeit geschärft sind. Aber hüte dich vor jedem anderen, der deinen Wert wie ich abzuschätzen weiß. Ziehe ihm einen Ahnungslosen vor, den der Reichtum deiner Lieblichkeit nach und nach überrascht. Oder verschenke deine Liebe an einen noch Reiferen, der sich gar nicht einzugestehen traut, wie viel du ihm opferst.

Helene. Du hast ja eine wahre Angst, daß ich mich in eine Art Doppelgänger von dir verlieben könnte. Bist du am Ende auf dich selber eifersüchtig?

Doktor Hoffmann. Ich warne dich bloß vor meinem Lebensalter. Nimm das nächste Mal einen jüngern Mann als ich bin oder einen noch viel ältern. Junge und gealterte Männer sind die zärtlichsten Ehegatten und ersetzen zugleich alle Verehrer und Liebhaber. In meinem Alter bildet man sich ein, nicht mehr täglich um die Gunst seiner Frau werben zu müssen. Man verläßt sich auf seine Erfahrungen, bis man vor lauter Klugheit bemerkt, daß man gar nicht so gescheit war.

Helene. Wie amüsant du bist mit deinen väterlichen Ratschlägen. Vor lauter Eifer, mich von dir abzuschrecken, widersprichst du dir sogar. Du hast doch unlängst alles Unglück auf eine irrige Wahl geschoben. Hat das auch mit deinem Alter zu tun?

Doktor Hoffmann. Junge Männer und alte Männer lieben auch ihre Irrtümer. Sie kommen nie zur Besinnung. Heirate, wen du willst, aber sei froh, daß du mir entkommen bist, der ich dich in einer scheinbaren Freiheit ließ, die nichts taugte, und mit einer Leidenschaft liebte, die an Gleichmaß zugrunde ging. Heirate — hörst du Helene? — einen Jüngern.

Helene. Sei doch nicht so pietätlos gegen dich selber! Vielleicht habe ich doch noch das Bedürfnis, dir eine Weile wenigstens nachzutrauern. Jedenfalls wird mir etwas Einsamkeit wohltun. Ich habe über vieles nachzudenken. Mache dir künftig keine Sorgen um mich.

Doktor Hoffmann. Du kannst dich ja revanchieren, Helene. Auch ich werde künftig einsam sein. Eine Hoffnung, die ich hatte, wurde mir vernichtet. Damit du keine zu gute Meinung von mir hast, will ich dir anvertrauen, daß ich schon Brautschau hielt und eben abgewiesen wurde.

Helene. Übertreibe nicht deine Offenherzigkeit! Ich bin nicht neugierig. Du willst doch, daß wir eine angenehme Erinnerung behalten. . . . Übrigens, nein, nicht möglich! (Lacht.) Etwa Fräulein Scherber? . . . Weißt du!

Doktor Hoffmann. Du mußt nicht lachen. Sie hat sich sehr gut gehalten. Keine Dame unseres Kreises hätte mehr Takt aufbringen können.

Helene. Du bist ja förmlich stolz auf deinen Mißerfolg. Und so ein alberner, großer Junge hält sich für selbständig genug, allein in die weite Welt zu wandern. Weißt du, Oskar, daß du sehr hartherzig gegen dich

selbst bist? (Ein Kellner kommt herein, flüstert Doktor Hoffmann etwas zu. Geht wieder ab.)

Doktor Hoffmann. Meinst du wirklich? Verschwende nicht dein Mitleid. Schließlich muß jeder von uns mit sich selber fertig werden.

Helene. Wenn ich doch einen Ausweg wüßte, der dich erlösen würde. Du darfst mich dabei nicht ansehen.

Doktor Hoffmann (dreht sich zur Seite). Ist es so recht?

Helene (schlingt den Arm um seinen Hals). Nimm mich, Oskar! Ich gehe mit dir, wohin du willst, nimm mich!

Doktor Hoffmann. Aber Helene, geliebtes, unverbesserliches Weib! So einfach geht es doch nicht. Wir dürfen nicht dem Zauber einer Umarmung, der Rührung eines Kusses erliegen. So bequem wollen wir es uns nicht machen. . . . Vielleicht ernüchtert dich die Mitteilung, daß draußen Doktor Ruß wartet. Soll ich ihn hereinbitten? Möchtest du mir nicht vorher die Frage beantworten, warum du ihn so schlecht behandelst? Er gefiel dir doch ganz gut.

Helene. Hoffentlich fragst du ohne jede Nebenabsicht. Er war mir viel, solange ich dich noch hatte. Jetzt weiß ich mit ihm nichts anzufangen. Du würdest ihm unaufhörlich fehlen, wenn er dich ersetzen sollte.

Doktor Hoffmann. Das ist ja äußerst schmeichelhaft, aber bedauerlich. Viel zu viel Sympathie. Vor einem Monat noch wäre ich mit der Hälfte ausgekommen.

Helene (erregt). Eine Klette bin ich auch nicht. Meine Aufwallung hätte ich wieder überstanden. Lasse ihn nur eintreten.

Doktor Hoffmann. Nicht, Helene, wenn du es in diesem Tone sagst.

Helene. Versprich mir wenigstens, daß du mich zurückrufen willst, wenn du einmal nach mir verlangen solltest.

Doktor Hoffmann. Wenn ich dir das versprechen könnte, wäre es widersinnig, dich zu verlassen. Wärest du recht vernünftig, könnte ich dir noch einen zweiten Grund sagen.

Helene. Was ängstigst du mich so vor mir? Ich wollte ja schon früher gehen. Du hast mich zurückgehalten, und nun wunderst du dich, wenn alles in mir wieder aufgewühlt wurde. Sprich zu Ende!

Doktor Hoffmann. Du würdest nie zurückkommen. Du wirst es schon nach einigen Monaten nicht wollen. Du wirst aus allen Dumpfheiten deines jetzigen Zustandes erwachen und über mich triumphieren. . . . An der Seite eines, der dir zehnmal soviel Mann scheint, als ich und Ruß zusammen. Wer weiß, ob deine Augen mich überhaupt noch ansehen werden, wenn der Zufall uns einmal zusammenführen sollte.

Helene. Das muß man ja sagen, du hast eine herrliche Meinung von mir. Ich gebe es auf, dir klar zu machen, was in mir vorgeht. (Geht zur Tür.) Doktor Ruß, da sind Sie ja . . . Kommen Sie nur herein. (Doktor Ruß tritt ein.) Oskar bedarf eines Zeugen, sonst fürchtet er, ich könnte es ihm ableugnen, daß wir Abschied nehmen.

Doktor Ruß. Sind Sie ungehalten über mich, gnädige Frau? Ich kam nicht aus freien Stücken. Ich

respektierte bloß Wünsche. Ihnen gehorche ich noch williger. (Macht Anstalten wegzugehen.)

Doktor Hoffmann. Das gilt ja nicht Ihnen, was an Unmut aus Helenens Worten hervorbrach. Ich habe sie gegen meinen Willen gereizt. Ihnen will sie vielmehr in der nettesten Form sagen, wie unberechenbar die Launen einer Frau sind.

Helene. Auch das gilt nicht Ihnen, was ich mir über männliche Großmut für Gedanken mache. Sie ahnen nicht, welchen Freund Sie an Oskar haben. Sagen Sie ihm doch, wer Sie sind! Er scheint es nicht mehr zu wissen, was Sie ihm zugefügt haben. Er hält Sie für einen unglücklichen Verehrer aus frommen Mädchentagen.

Doktor Ruß. Sprechen Sie nur beide über mich hinweg. Ich habe hier nichts zu suchen. Es ist Ihnen gelungen, mich davon zu überzeugen, daß Katastrophen etwas Unwirkliches sein können. (Zu Doktor Hoffmann.) Sie haben mir das Verantwortungsgefühl für eine Schuld geraubt. (Zu Helene.) Ihnen habe ich zu danken, daß ich die bewegtesten Stunden meines Lebens für bloße Einbildung halte: Ich komme mir völlig ausgeplündert vor, wie jemand, der durch paradiesische Länder gewandert ist und sich infolge eines schweren Unfalles an nichts erinnern kann.

Helene. Das müßte Sie nicht beunruhigen. Ihr Männer seid ja sehr kunstfertig, aus allen Situationen herauszuschlüpfen. Ihr findet dann noch sehr schöne Worte.

Doktor Hoffmann (zu Helene). Es kommt darauf an, daß man das, was man redet, auch wirklich

glaubt. Wenn ich davon spreche, daß wir uns trennen müssen, so höre ich ein Dröhnen und Ins-Schloß-fallen, als ob das Tor der Ewigkeit zugeschlagen würde. Du denkst gewiß nur an einen Riegel, der wieder zurückgeschoben werden kann.

Helene. Ich fühle so, wie es in meiner Verfassung natürlich ist. Es ist deine Liebenswürdigkeit, die mir Motive unterschiebt.

Doktor Hoffmann (zu Helene). Als ob man sich nicht freuen könnte, einmal etwas Schweres durchzumachen. Ist es nicht auch eine Befriedigung, sich nichts anmerken zu lassen?

Helene. Vielleicht ist es Doktor Ruß möglich, sich zu deiner Höhe emporzuschwingen. Ich vermag meine Stimmungen nicht so ganz nach Bedarf einzurichten.

Doktor Ruß. Mir ist alles verständlich, alles klar, und doch ganz rätselhaft. (Reicht ihm die Hand.)

Doktor Hoffmann. Eine Erfahrung mehr, nichts anderes. Und nichts für ungut, daß wir so in aller Freundschaft auseinandergehen. Ich habe nun einmal kein Talent zum Übelnehmen.

Helene (zu Ruß). Sie nehmen mich doch ein paar Schritte mit?

Doktor Ruß. Mit Vergnügen, gnädige Frau.

Helene. Adieu, Oskar . . . Du maßlos vernünftiger Mann! Bleibe, wenn wir fort sind, nicht zu lange allein. Nicht in diesem unbehaglichen Hotelzimmer.

Doktor Hoffmann. Ich danke dir. Es ist bei aller Bitterkeit ein liebes Abschiedswort. (Helene und Doktor Ruß ab.)

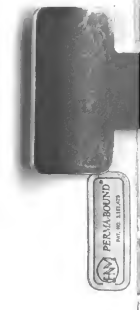
Doktor Hoffmann (steht einen Moment versonnen, dann geht er ein paar Schritte rasch zur Tür, als ob er nacheilen wollte. Besinnt sich, und geht langsam zurück. Läutet.)

Kellner (erscheint). Was steht zu Diensten, Herr Doktor?

Doktor Hoffmann. Ich bitte mir die Rechnung vorzubereiten. Und erkundigen Sie sich beim Portier, welcher Schnellzug in längstens einer Stunde abfährt. (Der Kellner schaut Hoffmann verwundert an.) Und ganz fix, wenn ich bitten darf . . . Das sind die schönsten Reisen, wenn man nicht genau weiß, wo es hingeht.

Ende

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.


PERMA-BOUND